Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 55 (1988)

Artikel: Der junge Alfred Escher : sein Herkommen und seine Welt
Autor: Schmid, Walter P.
Kapitel: A: Die Zeit des Studiums
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378965

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A Die Zeit des Studiums

1. Der Studienbeginn in Zürich

Am 14. April 1837 schrieb sich Alfred Escher, unter der Matrikelnummer 456, an der Universität Zürich als «Jur. stud.», als Student der Staatswissenschaftlichen Fakultät ein.[190] Er war damals gut achtzehn Jahre alt.

a) Vorbildung

Seine Vorbildung hatte er von Hauslehrern im Privatunterricht erhalten. Von ihnen sind zwei zu nennen, die später zu Eschers eigentlichem Freundeskreis zählten: der spätere Pfarrer Heinrich Schweizer,[191] der ihn noch in seinem Geburtshaus «Zum Neuberg» am Hirschengraben unterrichtete, dann aber vor allem der spätere berühmte Naturforscher und Entomologe Oswald Heer,[192] der 1832 ins neuerbaute «Belvoir» in der Enge einzog, mit der doppelten Verpflichtung, Heinrich Eschers naturwissenschaftliche Sammlung zu ordnen und daneben seine beiden Kinder, die Tochter Clementine und den Sohn Alfred, zu unterrichten. Zweifellos vorzüglich ausgebildet, bestand Alfred 1834 die Aufnahmeprüfung ans kantonale Obergymnasium, dessen Unterricht damals drei Jahre dauerte. Die Schülerverzeichnisse[193] führen die Schüler der zweiten und dritten Klasse nicht alphabetisch auf, sondern nach den erbrachten Leistungen. In der zweiten Klasse liegt Alfred Escher auf dem vierten Platz hinter Jakob Escher, Friedrich von Wyss und einem bald austretenden Diethelm Ziegler; in der dritten Klasse wird er nach Jakob Escher und Friedrich von Wyss aufgeführt.

Der Unterricht schloss im Frühling 1837 mit der Maturitätsprüfung ab. Die Rangfolge an der Spitze der Klasse war offenbar die gleiche; aus der Selbstbiographie Jakob Eschers wissen wir, dass er als Primus auch die lateinische Ansprache bei der Abschiedsfeier zu halten hatte. Er sprach über die Grundsätze, die von einem angehenden Studenten bei der Auswahl der Vorlesungen zu befolgen seien, und führte dazu aus: Vor Zersplitterung der Kräfte müsse man sich zwar hüten, doch sich keineswegs auf blosse Fach- und Brotstudien beschränken, sondern eine möglichst vielseitige Bildung anstreben und daher namentlich auch Kollegien über philologische, historische und ähnliche Gegenstände besuchen.[194]

b) Studienfreunde

Zum studentischen Leben des 19. Jahrhunderts gehörte, in einer gefühlshafteren und zugleich notwendigeren Art als heute, die Freundschaft. Die Zahl der Stu-

denten war klein, zwischen Wissenschaft und Alltagsarbeit gab es noch nicht unzählige Querverbindungen, wie sie in unserm Jahrhundert geschaffen wurden durch die verbreiterte und modernisierte Schulbildung, durch die Popularisierungsarbeit der Medien aller Art und durch unzählige technische Anwendungsbereiche. Um so stärker war das Bedürfnis nach Zusammenschluss im Kreise der Fach- und Gesinnungsgenossen, aber auch nach dem Zusammenhalt auf den ausländischen Universitäten, im Ausland überhaupt. Selten sind die Schweizer, in Deutschland, in Frankreich, allein anzutreffen, stets trifft man sie am Abend am Stamm, quer durch die Fakultäten hindurch. Und hier schlossen oder bewährten sich die Freundschaften, die mit Begeisterung und fast rührendem Ernst gepflegt wurden, — was natürlich nicht heisst, dass sich auf der Hochschule solche Beziehungen nicht auch zu wandeln begannen.

Die Klassenersten von 1837, Jakob Escher, Friedrich von Wyss und Alfred Escher, entschlossen sich alle drei zum Studium der Staatswissenschaften. Das erste Jahr absolvierten sie gemeinsam in Zürich; die Auslandsemester scheinen sie ursprünglich gemeinsam geplant zu haben, in Wirklichkeit kamen sie dabei eher auseinander.

Mit Friedrich von Wyss,[195] dem dritten Sohn von Altbürgermeister David von Wyss, dem späteren hochbedeutenden Zürcher Rechtshistoriker, verband Alfred Escher eine Jugendbekanntschaft, die aber immer unergiebiger wurde. Friedrich von Wyss lehnte den menschlich schwierigen, allzu aktiven und oft rechthaberischen Escher schon rein wesensmässig ab; die Verschiedenheit der politischen Ansichten führten später vollends zur Entfremdung und zum offenen Bruch.

Jakob Escher[196] war Sohn von Heinrich Escher im «Wollenhof», der zusammen mit seinem Bruder Martin das väterliche Seidenfabrikationsunternehmen «Salomon Escher» weiterführte und mehr als 500 Hausweber beschäftigte. Wie Alfred Escher zeigte auch Jakob Escher auf dem Gymnasium naturwissenschaftliche Interessen, mit Alfred Escher und Jakob Tschudi von Glarus,[197] dem spätern Naturwissenschafter und Diplomaten, fand er sich während der Gymnasialzeit in einem naturwissenschaftlichen Zirkel «Okenia» zusammen. Schliesslich entschloss er sich aber aus persönlichen und familiären Gründen zum Studium der Rechtswissenschaften, dabei vom Vorbild seines Freundes Alfred Escher nicht ganz unabhängig. — Das Verhältnis der beiden Escher war widerspruchsvoll. In den erhaltenen Korrespondenzen tritt Jakob Escher zweimal als einer der vertrautesten Freunde Alfreds in den Vordergrund, 1838/39, als Alfred Escher in Bonn und Berlin, Jakob Escher umgekehrt in Berlin und Bonn studierte, dann wieder 1843, als beide schon ihre Studien abgeschlossen hatten und zu Bildungsaufenthalten in anderssprachige Grossstädte zogen, Alfred Escher

nach Paris, Jakob Escher nach Paris und London. Anderseits wurde allerdings auch rasch deutlich, dass sich die beiden Escher, trotz aller brieflichen Freundschaftsbeteuerungen im Gefühlsüberschwang der Zeit, auseinanderentwickelten. Jakobs Eltern sahen den Umgang ihres Sohnes mit dem politisch früh radikalisierten Alfred ungern;[198] und Jakob schloss sich für seine Auslandsemester nicht Alfred, sondern den beiden Brüdern Georg und Friedrich von Wyss an, mit denen er in Berlin im gleichen Haus wohnte. Nach 1843 lebten sich die beiden völlig auseinander. Jakob Escher war zweifellos von feinerem, menschlich differenzierterem und bildungsmässig wie kulturell offenerem Wesen als Alfred Escher. Er wandte sich nach abgeschlossenem Studium der Gerichtslaufbahn zu, wurde 1846 Bezirksrichter, 1851 Oberrichter und schliesslich, von 1881 bis 1899, Kassationsrichter.

Zu den drei Zürchern stiess mit Studienbeginn, nach Vorbereitungen am Gymnasium Schaffhausen und an der Lausanner Akademie, noch Johann Jakob Blumer von Glarus.[199] Der Glarner, hochbegabt und früh gereift, neigte politisch wie Alfred Escher dem radikal gefärbten Liberalismus zu, oft aber um wesentliche Nuancen zurückhaltender als der Zürcher Freund. Früh liess er sich in die glarnerische Politik hineinziehen; mit der Gründung des Bundesstaates wandte er sich dem eidgenössischen Leben zu und wurde 1848 Glarner Ständerat, 1874 erster Präsident des ständigen Bundesgerichts in Lausanne. Auf eidgenössischer Ebene arbeiteten die beiden Freunde eng zusammen. Dabei war Blumer eine durch und durch selbständige und eigenwillige Persönlichkeit; diese Eigenständigkeit konnte er um so eher bewahren, als er von Glarus aus Eschers Politik und Aufstieg zwar mit Interesse und Zustimmung verfolgte, der oft harten zürcherischen Personalpolitik aber fern stand. Die beiden Freunde verbrachten gemeinsam das erste Auslandsemester im Sommer 1838 in Bonn, im Winter 1838/39 wohnten sie wieder in zwei benachbarten Zimmern in Berlin. Aus der Zeit von Eschers Studienjahren und seinem Eintritt in die Politik (1838—1844/5) sind 73 spontane und für Escher oft erhellende Briefe Blumers an seinen Zürcher Freund erhalten; die Gegenbriefe Eschers müssen, wie schon erwähnt, im Brand von Glarus 1861 untergegangen sein.

c) Der Entschluss zum Studium der Rechtswissenschaften

Eschers Entschluss, sich an der Hochschule nicht für das Studium der Naturwissenschaften, sondern für das Studium der Staatswissenschaften einzuschreiben, wirkt überraschend. Zu Hause wie im Kreise der «Okenia» sah man ihn als den künftigen Naturforscher. Auch Gagliardi weist darauf hin, dass noch bis 1836 für Escher die Naturwissenschaften ganz im Vordergrund standen; dann aber habe er sich «nach kurzem Zögern . . . für den Dienst des Staates» entschlossen. Und

weiter: «Auch der Naturforscher wäre später in die politischen Kämpfe gerissen worden, die seinem schaffensfreudigen Temperament entsprachen. So aber wählte er den Beruf, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Rechts- und Verfassungsleben bringen musste. Die wesentlichen Kräfte seines Innern hat er indes damals noch kaum erkannt, und erst während der Studienzeit bildete sich endgültig die Prägung der Persönlichkeit.»[200] Gegen diese Formulierungen lässt sich, auch wenn in ihnen etwas gar viel vorausschauende Schicksalshaftigkeit mitschwingen mag, wenig einwenden. Vielleicht aber lassen sie sich verfeinern.

Eigenartigerweise erwägt Gagliardi den Einfluss und den möglichen Rat Friedrich Ludwig Kellers nicht. Keller, neben Bluntschli der bedeutendste und international anerkannte Rechtshistoriker Zürichs und bis 1839 das Haupt des herrschenden zürcherischen Liberalismus, war aber nicht nur ein entfernter Verwandter Alfred Eschers, er war auch eine der Leitfiguren für Eschers Studium, vom Studienbeginn bis zu Dissertation und Doktorat. Bei dieser Wahlverwandtschaft wäre es eher sonderbar, wenn sich Escher von Keller in seinen Studienfragen nicht hätte beraten und ermuntern lassen; belegen allerdings lässt sich eine solche Annahme nicht.

Richtig ist, dass sich Escher erst spät zum Rechtsstudium entschloss, nach jenem Zögern, das alle Zeichen der Unschlüssigkeit trägt. Leicht konnte ihm der Entschluss ja auch nicht fallen, war es für seine Familie wie für seine Freunde doch eine feststehende Tatsache, dass er sich den Naturwissenschaften zuwenden würde. Sein ehemaliger Lehrer Oswald Heer adressierte 1836 zwei Briefe an «Herrn Alfred Escher. Stud. Phys.».[201] Und Egbert Friedrich von Mülinen,[202] von dem im Bundesarchiv bisher nicht benützte Briefe an Escher liegen, machte 1834 dem eben erst ins Obergymnasium Eingetretenen gegenüber die Bemerkung: «Also Du, Naturforscher, findest den Schinz,[203] wie ich, langweilig?»[204] Seit Anfang 1837 suchte Mülinen dann Escher an die Universität Berlin zu lokken. In einem Brief vom 13. Februar 1837 berichtet er über seine immer deutlicher werdende Hinneigung zum Studium der Geschichte, weist darauf hin, dass auch jede Wissenschaft ihre Geschichte habe und fährt dann fort: «Naturgeschichte und was dazu gehört, ist schon weniger meine Sache, sondern mehr deine, wie ich von jeher bemerkt habe. Da Du mich um Notizen betreffend die Vorlesungen hierüber an hiesiger Universität gebeten hast, so wisse, ich habe mich gleich darnach erkundigt, und kann Dir mit Folgendem im allgemeinen dienen.» Es folgen die Namen der Dozenten für Botanik, Zoologie, mikroskopische Lichtmessung über die Struktur von Pflanzen und für «Dein Lieblingsfach, die Entomologie». Dann folgt aber die Frage: «Ist denn aber Dein Hauptstudium in Berlin Naturgeschichte, oder willst Du auch, wie ich glaube, jura treiben? oder wärest Du geneigt, Vorlesungen zu hören etwa über die Psalmen oder

Gezeichnet u. herausgegeben v. F. Hasler in Baden

gedr. bei Grimminger in Zürich.

Wer oberflächlich die Natur betrachtet
Im grenzenlosen All sich leicht verliert,
Doch wer auf ihre Wunder tiefer achtet,
Wird stets zu Gott, dem Herrn der Welt geführt.

Osw. Heer.

Commiss: bei Heinrich Hübner in Leipzig.

Oswald Heer (1809—1883).
Lithographie von Johann Friedrich Hasler.
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

das Buch Hiob, oder über Diagnostik, Semiotik[205] u. Diätetik? Genug des Spasses!»[206] Mülinen wusste also von einer Unschlüssigkeit Eschers, ob er das Studium der Naturwissenschaften oder Staatswissenschaften ergreifen solle. Was aber bedeutet der «Spass»? Ist er bedeutungslos, oder verbirgt sich im breiten Angebot aller möglichen Spezialitäten Mülinens Eindruck, Escher fühle sich noch wenige Wochen vor Studienbeginn zu allem ein wenig, zu nichts aber genügend hingezogen? Eine sichere Antwort lässt sich darauf nicht geben.

Wohl aber wäre es möglich, das ganze Problem einmal von der andern Seite her zu betrachten. Bis zum Studienbeginn erkennen wir Alfred Escher wesentlich als das Produkt der abgeschlossenen und exklusiven Welt des «Belvoir», geformt durch die häusliche Erziehung und Bildung. Heinrich Escher, der Vater, hatte nach seiner abenteuerlichen Jugend nicht nur aus Amerika sein gewaltiges Vermögen, sondern aus Paris auch eine entomologische Sammlung und Bibliothek mitgebracht, die er durch Einkäufe im Ausland und durch eigene forschende Sammlertätigkeit in der Schweiz ständig erweiterte. Zu ihrer systematischen Ordnung und Katalogisierung, zugleich auch als Hauslehrer seines Sohnes, hatte er 1832 den jungen Theologen und Naturwissenschaftler Oswald Heer angestellt. Wie sich in seinem Kopf dann die Dinge, bewusst oder unbewusst, verknüpften, zeigt folgende Äusserung in einem Brief vom 30. März 1834 an Oswald Heer. Er dankt ihm für seine freundschaftliche Anhänglichkeit an Alfred und fährt weiter: «. . . ich möchte mir schmeicheln, dass er sich derselben nicht unwürdig zeigen und Ihnen dann später durch seine entomologischen Leistungen auch Freude gewähren werde, und auf diese Weise das so glücklich begonnene Verhältniss eins der innigsten und freundschaftlichsten Zeit lebens bleiben werde».[207] Der junge Alfred Escher lebte sich denn auch ganz und willig in die Gebiete der Entomologie und Botanik ein; er verfügte für sein Alter über ein erstaunliches Fachwissen. So durfte Heinrich Escher in seinem Sohn wohl seinen Erben sehen, den Erben seines Vermögens und den Erben seines wissenschaftlichen und sammlerischen Lebenswerkes. Der Entscheid seines Sohnes, das Studium der Rechte zu ergreifen, musste nun zugleich die Frage aufwerfen, was weiterhin mit der väterlichen naturwissenschaftlichen Sammlung geschehen werde. Vielleicht darf doch, mit aller Vorsicht, die Formulierung gewagt werden: Der Sohn, in seinem naturwissenschaftlichen Interesse möglicherweise vorzeitig gesättigt, brach aus dem aus, was wohl weniger ein Erziehungsplan als eine naive väterliche Fraglosigkeit gewesen war. Für Heinrich Escher musste der Entscheid seines Sohnes eine Enttäuschung sein; für Alfred Escher war sie möglicherweise ein Zeichen der Loslösung, eine Bestätigung der eigenen Persönlichkeit und der Kraft zur Selbstentscheidung. Der eingangs geschilderte Quellenstand erlaubt uns nicht, die menschlichen Beziehungen zwischen Vater und Sohn genauer zu erfassen; dass Alfred Escher aber, obwohl er den Wohnsitz im häuslichen «Bel-

voir» nie aufgab, seit seinem Studium sein eigenes Leben lebte, ist offenkundig. Heinrich Escher scheint das in nobler und zurückhaltender Art anerkannt zu haben. Entschied er im Frühjahr 1837, entgegen dem Versuch Egbert von Mülinens, den erst achtzehnjährigen Alfred mit Studienbeginn nach Berlin zu locken, noch dahin, Alfred habe zuerst ein Jahr in Zürich zu studieren,[208] so sind ihm die Pläne seines zwanzigjährigen Sohnes offenbar nur noch Anlass für ein Gespräch unter Erwachsenen: «Ich hoffe, wir werden bald ganz befriedigende Nachrichten von unserm l. Alfred erhalten — er wird wohl im Frühjahr [von Berlin her] nach der Schweiz kommen etwa über Dresden u. Wien u. dann wird er mir wohl seine fernern Wünsche entwickeln . . .»[209]

1853 starb Heinrich Escher, 1855 wird eine der grossen Schöpfungen Alfred Eschers, das Eidgenössische Polytechnikum, seinen Lehrbetrieb aufnehmen. 1858 schenkten Alfred Escher und sein Schwager Caspar Stockar-Escher die reiche entomologische Sammlung Heinrich Eschers dem Polytechnikum, wo sie von Oswald Heer, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Heinrich Eschers im «Belvoir», dem Erzieher und nunmehrigen Freund Alfred Eschers, seit 1855 Professor am Polytechnikum, wieder in Empfang genommen und betreut werden konnte, — hochherzige Mitgift, verhülltes Freundesgeschenk und Absage an einen vielleicht nie geträumten Jugendtraum in einem.

d) Die Universität Zürich und das Rechtsstudium

Als Alfred Escher sich in Zürich immatrikulierte, war die Universität noch blutjung. «Schönste Schöpfung der Reformperiode»,[210] hatte sie 1833 ihre Tore geöffnet; Escher gehörte 1837 zum fünften Jahrgang und trug die Matrikelnummer 456. Im Sommersemester 1837 wies die Hochschule einen Gesamtbestand von 185 Studenten und Hörern aus, im Wintersemester 1837/38 einen solchen von 175. Am meisten Studierende hatte die medizinische Fakultät (Sommersemester 88, Wintersemester 73), am wenigsten die theologische Fakultät (Sommersemester 30, Wintersemester 28). Ganz leicht über den Zahlen der theologischen Fakultät lagen die der staatswissenschaftlichen Fakultät mit 31 im Sommer und 33 im Winter. Dabei ist zu beachten, dass die staatswissenschaftliche Fakultät den verhältnismässig grössten Anteil an nichtimmatrikulierten sogenannten «Zuhörern» zählte: im Sommer 1837 waren es 13 gegenüber 18 immatrikulierten Studenten, im Winter 1837/38 11 gegenüber 22 Studenten.[211]

Diesen rund 30 Studierenden der Rechte standen in der Zeit von Eschers Studium als Dozenten zur Verfügung:[212]

— Karl Ludwig von Löw, 1833—1939 Ordinarius für Deutsches Recht;
— Georg Wilhelm Sell, 1834—1841 Ordinarius für Römisches Recht;

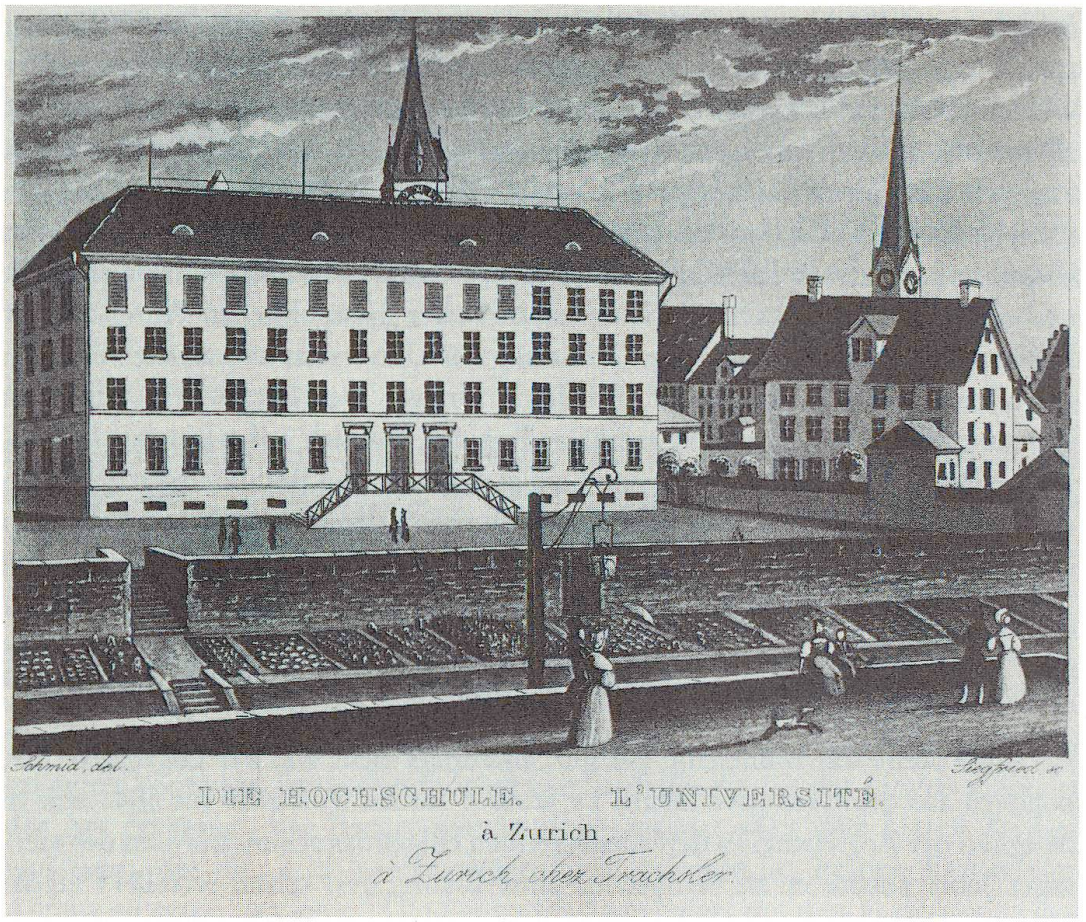
— Friedrich Ludwig Keller, 1833 Extraordinarius, 1838—1844 Ordinarius für zürcherisches Privatrecht und Zivilprozessrecht;
— Johann Caspar Bluntschli, 1833 Extraordinarius, 1836—1848 Ordinarius für Römisches Recht, Deutsches Recht und Schweizerisches Recht;
— Albrecht Exleben, 1841—1854 Ordinarius für Römisches Recht und Kirchenrecht;
— Gustav Geib, 1837 Extraordinarius, 1842—1851 Ordinarius für Strafrecht;
— Heinrich Escher, 1833—1870 Extraordinarius für Staatsrecht, Völkerrecht, Strafrecht und Nationalökonomie;
— Johann Baptist Sartorius, 1837—1841 Extraordinarius für Staatsrecht;
— Joseph Schauberg, 1833—1852 Privatdozent für Strafrecht;
— Wilhelm Schulz-Bodmer, 1836—1838 Privatdozent für Verfassungskunde und Statistik.

Die beiden überragenden Gelehrten, für die damaligen Studenten wie für die Rechtsgeschichte, waren Friedrich Ludwig Keller (1799—1860) und Johann Caspar Bluntschli (1808—1881).[213]

Die Ausbildung der beiden grossen Zürcher aus alten Stadtbürgergeschlechtern entsprach den damaligen Gewohnheiten. Beide besuchten zuerst zwei deutsche Universitäten, Keller Berlin und Göttingen (1819—1822), Bluntschli Berlin und Bonn (1827—1829); beide wurden von Savigny für die historische Rechtsschule gewonnen, und beide waren vom Römischrechtler Johann Christian Hasse[214] beeindruckt. Keller doktorierte 1822 in Göttingen mit der berühmt gewordenen Dissertation «De peculio», Bluntschli 1829 in Bonn. Das akademische Studium wurde ergänzt durch Studienaufenthalte im fremdsprachigen Ausland, beide wandten sich dafür nach Paris und London.

Innerhalb ihrer Zugehörigkeit zur historischen Rechtsschule, deren Lehre und Auffassung sie, wie natürlich, an ihre Studenten weitergaben, bildeten die beiden je ihre charakteristische wissenschaftliche Persönlichkeit aus.

Keller blieb zeit seines Lebens näher beim römischen Recht, das er allerdings nicht als für Zürich anzuwendendes Recht, aber doch als ein unvergleichliches Bildungsmittel, als ein Muster wissenschaftlicher Ausbildung auffasste. Als Lehrer und Politiker sah er in der Einführung einer wissenschaftlichen Rechtspflege und im Zusammenhang damit in der Heranbildung wissenschaftlich geschulter Juristen seine dringendste Aufgabe. Damit wurde er zum Führer einer Reformbewegung von Zürcher «Jungen Juristen», die auf konservativer Seite als revolutionär, als ein Jakobinerklub beargwöhnt wurde. Er wandte sich aber zugleich auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem zürcherischen Privatrecht zu und gelangte so zu seiner «Einmaligkeit», zur Verbindung des Römischen Rechts mit einer deutschrechtlichen «Helvetistik».



Die Zürcher Hochschule 1833—1864,
gelegen am ehemaligen Fröschengraben zwischen der St. Peterstrasse
und dem Augustinerplatz.
Aquatintaradierung von Heinrich Siegfried.
(Zentralbibliothek Zürich).

Bluntschli, der seine erste wissenschaftliche Prägung von Keller am Zürcher «Politischen Institut»[215] erhalten hatte, ging demgegenüber den Weg vom Romanisten zum Germanisten und zum «Helvetisten» insofern, als er im zürcherischen Recht ein Recht sah, das deutscher war als das damals in Deutschland geltende Recht. So wandte auch er sich der Beschäftigung mit der Geschichte des zürcherischen Rechts zu. Frucht dieser Studien war die «Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich» (Zürich 1838/39), die er Friedrich Karl von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn,[216] dem Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, widmete und die «für den Verfasser im Grunde den Übergang von Savigny zu Eichhorn» bedeutete (Ferd. Elsener).

Für die Zürcher Studenten der Staatswissenschaften war es gewiss eine einzigartige Chance, dass ihnen ihre Universität mit dem Augenblick, da sie ihre Tore

öffnete, zwei Rechtswissenschaftler von internationalem Rang zur Verfügung stellen konnte, die, als Zürcher, zugleich mit den lokalen Problemen und der lokalen Praxis aufs innigste vertraut waren. Von schon fast kurioser Einmaligkeit aber war es, dass diese beiden Repräsentanten zürcherischer Rechtswissenschaft zugleich die Führer der beiden sich erbittert befehdenden politischen Parteien Zürichs waren, Keller der Führer der liberal-radikalen, Bluntschli der Führer der liberal-konservativen Partei. Als Mitglied des Grossen Rates, als Erziehungsrat und als Präsident des Obergerichts nahm Keller massgeblichen Anteil an der Reform des Justizwesens, an der Gründung der Universität und an der verhängnisvollen Berufung von David Friedrich Strauss. Der Zürcher Putsch vom 6. September 1839 stürzte ein radikales Regime, das sich auf wirtschaftlichem, kirchlichem und weltanschaulichem Gebiet weit von den Bedürfnissen und Vorstellungen des Volks entfernt hatte, das zu repräsentieren es doch den Anspruch erhob. Mit dem Regime stürzte Keller; eine neue Wahl in den Grossen Rat lehnte er 1842 ab, 1844 ging er nach Halle, 1847 als Nachfolger Puchtas[217] nach Berlin. Mit Zürich und der Schweiz hatte er, enttäuscht, abgeschlossen. «Die Volksgunst hatte ihn emporgehoben, die Volksgunst von der Höhe gestürzt.»[218]

An seine Stelle trat Bluntschli, der nun allerdings nicht von der Legislative her, sondern aus der Exekutive heraus zu wirken suchte. Von 1839 bis 1846 war er Mitglied der Regierung. In den aufsteigenden eidgenössischen Stürmen der vierziger Jahre suchte er zu vermitteln, ohne Erfolg, und schon seit 1844 zeichnete sich der Niedergang des zürcherischen konservativen Liberalismus ab. Bluntschli scheiterte am Mangel eigener zukunftsträchtiger Ideen, an seinem Bemühen um Vermittlung in einem eidgenössischen Konflikt, der, historisch gesehen, offenbar doch ausgetragen werden musste, und schliesslich, rein stimmungsmässig, auch am Schaden, den er dem Konservativismus durch sein blindes Vertrauen in den deutschen mystisch-pantheistischen Psychologen und Philosophen Friedrich Rohmer[219] zufügte. Auch er verliess Zürich. 1848 übernahm er eine deutschrechtliche Professur in München, 1861 die Nachfolge Robert von Mohls[220] in Heidelberg. — Politisch entwickelte sich Keller in Berlin zum preussischen Konservativen, Bluntschli in Heidelberg zum «konstitutionell-monarchistisch gesinnten Reichsdeutschen der Bismarckschen Ära und getreuen grossherzoglich-badischen Untertan und Fürstendiener».[221]

Die Zürcher Rechtsstudenten, die in der Zeit des Umsturzes von 1839 studierten, liessen sich von diesen politischen Bindungen ihrer beiden Professoren in ihrer Studiengestaltung offensichtlich nicht entscheidend beeinflussen. Beide wurden, auch mit lokalzürcherischem Stolz, in ihrer Bedeutung und in ihrer Anregung anerkannt, beider Vorlesungen wurden nebeneinander besucht, und ob ein Student schliesslich mehr zu Keller oder zu Bluntschli neigte, mochte

eher wissenschaftliche als politische Gründe haben. So war der Glarner J. J. Blumer, politisch der radikal-liberalen Richtung zugehörig, ein begeisterter Verehrer von Bluntschlis wissenschaftlichem Werk. Am ehesten mögen politische wie persönliche Motive bei Alfred Eschers Entscheid für Keller und das römische Recht mitgespielt haben.[222] Dass Escher im Krisenjahr 1839/40 sieben von acht gewählten Vorlesungen bei Keller belegte, weist doch wohl auf ein politisches Bekenntnis hin, das sich demonstrativ auch an der Hochschule ausdrücken musste.

e) Der Studiengang

Der innere Verlauf eines Studiums entzieht sich im allgemeinen der Möglichkeit einer genauen Nachzeichnung, es sei denn, dass sehr genaue und überdachte Aufzeichnungen oder Äusserungen dazu vorliegen. Wo das nicht der Fall ist, wird die Darstellung darauf verwiesen, Studiengang und Studienerfolg festzuhalten. Natürlich wissen wir, dass zu Eschers auffallendsten Eigenschaften Arbeitswille und Arbeitskraft in ungewöhnlichem Masse gehörten. Wir wissen auch, dass die begeisterten Studienfreunde in privaten Zusammenkünften ihren Stoff weiter verarbeiteten. Das alles öffnet uns aber noch keinen Einblick in die geistigen Vorgänge. Immerhin möchte Gagliardi die Pranke des Löwen schon in der Art erkennen, wie Escher sein Studium anging: «Mit dem klaren Zielbewusstsein, das ihm auch später eigentümlich gewesen ist, betrieb Escher von Anfang an seine Studien»,[223] und das wird dann belegt mit den Vorlesungen des ersten Semesters, unter denen sich, neben Bluntschli und Keller, «zwar noch Vorlesungen allgemeinen Charakters» befanden: Neueste Geschichte von Friedrich des Grossen Tode an, Aristophanes' Frösche, Aeschylos' Prometheus oder Perseus und Entomologie. «Allein schon im Winter 1837/38 ging er dann ausschliesslich zur Jurisprudenz über.» Mit andern Worten: Eschers Zielbewusstsein im Aufbau seines Studiums ist bemerkenswert, und dieses Zielbewusstsein zeigt sich in der raschen Konzentration auf die Jurisprudenz; ob diese rasche Spezialisierung einer umfassenderen Bildung auch wirklich vorzuziehen sei, wird dabei nicht gefragt.

Vielleicht lässt sich Eschers Studiengang besser beurteilen, wenn wir ihn mit den Studiengängen von Friedrich von Wyss, Jakob Escher und J. J. Blumer vergleichen, wobei sich der Vergleich natürlich auf die Zürcher Semester beschränken muss.

Die vier Studiengefährten verbrachten die beiden ersten Semester 1837 bis 1838 in Zürich, dann wieder die beiden Semester vom Herbst 1839 bis Herbst 1840. In dieser Zeit besuchten sie einen ansehnlichen Teil ihrer Vorlesungen gemeinsam oder wenigstens zu zweit oder zu dritt. Alfred Escher belegte in diesen vier

Semestern vierzehn staatswissenschaftliche Vorlesungen; acht davon besuchten die vier gemeinsam, und von diesen acht lagen allein sechs in den ersten beiden Semestern. Drei Vorlesungen besuchte Alfred Escher zu dritt, zwei Vorlesungen zu zweit, und eine einzige belegte er im Sommer 1840 allein. Rechnen wir für jede Belegung dieser vierzehn Vorlesungen durch einen der vier Studiengefährten einen Punkt, so liegt die Maximalzahl und damit die völlige Identität der Studienwahl bei 56 Punkten. Erreicht wurden 46 Punkte, und das bedeutet, dass Alfred Eschers Studienplan zu gut vier Fünfteln mit dem seiner drei Kommilitonen übereinstimmte; ein durchaus normales Bild, das gewiss nicht erlaubt, von einem besonders «klaren Zielbewusstsein» zu sprechen.[224]

Ein anderes Resultat ist zum vornherein bei den Vorlesungen allgemeinbildender Richtung zu erwarten; hier liegt die Übereinstimmung bei gleicher Berechnungsart nur, oder soll man sagen: immer noch, bei knapp der Hälfte. Eigenartig ist die Abfolge, in der Escher seine allgemeinbildenden Vorlesungen belegte. Im ersten Semester besuchten die Studiengefährten je drei oder vier solcher Vorlesungen, Alfred Escher die von Gagliardi erwähnten. Im zweiten Semester verzichtete er bereits auf jedes allgemeinbildende Kolleg, ebenfalls, von Berlin zurückgekehrt, im Sommer 1839, als er sein Studium rigoros auf vier Keller-Vorlesungen beschränkte. Im Winter 1839/40, als Jakob Escher, Wyss und Blumer wieder aus dem Ausland zurückgekehrt waren, besuchten alle vier gemeinsam die «Apologie des evangelischen Christentums» bei Alexander Schweizer,[225] eine Vorlesung, die als Auseinandersetzung mit David Friedrich Strauss von aktueller Bedeutung war, und im Sommer 1840 belegte Escher noch mit Blumer zusammen bei Ott[226] die «Geschichte der helvetischen Republik». Im Herbst 1840 verliess auch Blumer die Universität, Escher blieb allein zurück, und sofort verzichtete er für die beiden Semester vom Herbst 1840 bis zum Herbst 1841 wieder auf jede allgemeinbildende Vorlesung. Erst im letzten Semester 1841/42 belegte er noch einmal eine historische Vorlesung bei Ott, die «Geschichte der eidgenössischen Politik in den Verhältnissen zum Ausland; von der Bildung des europäischen Gleichgewichts bis zum Wiener Frieden». Den vier allgemeinbildenden Vorlesungen des ersten Semesters stehen also für die weiteren sieben Zürcher Semester ganze drei gegenüber. Escher fehlte offensichtlich das Bedürfnis, seine geistige Welt auszuweiten und in der Ausweitung zu vertiefen.

Dem entspricht der Vergleich der Auslandsemester. Für Alfred Escher war ein ausgedehnter Auslandaufenthalt so wenig ein finanzielles Problem wie für Friedrich von Wyss, Jakob Escher oder J. J. Blumer. Trotzdem machte er von seinen Möglichkeiten nicht den zu erwartenden akademischen Gebrauch. Zwar verabredete er mit Blumer, 1838 für ein Semester nach Bonn, dann für wenigstens zwei Semester nach Berlin zu gehen. Bonn gelang noch, das Winterseme-

ster in Berlin aber fiel fast völlig seiner schweren Augenkrankheit zum Opfer. Und dann, man kann es kaum anders sagen, gab er auf. Natürlich lässt sich denken, dass er nach seiner Berliner Leidenszeit den Mut zu einem weiteren Versuch nicht mehr fand, und wenn man daran denkt, dass sich das Leiden in den folgenden Jahren immer wieder mit Rückfällen meldete, so kann man eine solche Deutung nicht einfach von der Hand weisen. Und doch scheint Eschers Verzicht noch tiefer in seiner Persönlichkeit begründet zu sein. Im bereits zitierten Brief Heinrich Eschers an Oswald Heer vom 28. Januar 1839, also eher zu Beginn der Krankheit, schreibt er weiter: «Sicher scheint es zu sein, dass ihn die Berliner überhaupt nicht angesprochen haben — es werden ihn aber keine Grossstädter auch Wiener, Pariser, Napolitaner nicht einmal Londoner ansprechen, so wie sein Gemüth ist»,[227] eine Aussage, die an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden kann. Angeführt sei nur noch eine nachdenkliche Bemerkung Blumers vom 22. Juli 1841: «... wie denn überhaupt ein eigenes Missgeschick über Deinen Reisen zu schweben scheint, da Du schon mehrmals, wenn Du eine Reise zu unternehmen Dich anschicktest, krank geworden bist».[228]

Escher kehrte im Frühling 1839 zurück und nahm sein Studium in Zürich wieder auf, besuchte hier die Vorlesungen bis Frühling 1842 und doktorierte im Herbst 1842 bei Keller. Von zehn Semestern verbrachte er also acht in Zürich, seine Auslanderfahrung als Student beschränkte sich auf je ein Semester in Bonn und Berlin. Demgegenüber studierte Blumer ein Semester in Bonn und zwei Semester in Berlin, Jakob Escher zwei Semester in Berlin, ein Semester in Bonn und ein Semester in Göttingen, wo er doktorierte; Friedrich von Wyss brachte es gar auf fünf Auslandsemester: zwei in Berlin, eins in Bonn und zwei in Heidelberg.

Misst man Eschers Studiengang an den Möglichkeiten seiner Zeit und seiner eigenen sozialen Stellung, so haftet ihm etwas befremdend Enges, um nicht zu sagen Provinzielles an. Die Mahnung Jakob Eschers in seiner Maturitäts-Ansprache, eine möglichst vielseitige Bildung anzustreben und auch Kollegien über philosophische, historische und ähnliche Gegenstände zu besuchen, hatten kein Feuer in ihm entzündet; und doch sprach Jakob Escher hier weniger eigene Gedanken aus, als dass er die Überzeugung einer Zeit formulierte, die noch dem humanistischen Bildungsideal verhaftet war. Oder sollte dieses Bildungsideal damals für einen Menschen, der stark politisch interessiert war, bereits keine Gültigkeit mehr haben? Der Biograph eines andern von Eschers Studienfreunden, des späteren St. Gallischen Landammans Arnold Otto Aepli,[229] sagt dazu: «So zog er [Aepli] im Herbst des gleichen Jahres [1836] nach Heidelberg, um seine Studien [der Rechtswissenschaften] zu beginnen, allerdings vorerst ohne besondere Neigung, denn bisher hatten seine Interessen vornehmlich der Naturgeschichte, dem Zeichnen, der Geschichte und der Politik gegolten. Neben den

eigentlichen juristischen Kollegien hörte er auch Psychologie, lateinische Literatur und Geschichte. Zellweger[230] unterstützte diese umfassende Betätigung, denn ein Staatsmann solle allseitig gebildet sein.»[231]

2. Heimat und Fremde

a) Der Aufbruch

Das Normalstudium an der Universität Zürich dauerte drei Jahre. Da war es naheliegend, dass der Student nach einem einjährigen Grundkurs auf das dritte Semester hin seinen Auslandaufenthalt plante. Alfred Escher scheint ursprünglich mit dem Gedanken gespielt zu haben, seine Studien in Berlin fortzusetzen; Egbert von Mülinen versuchte schon seit 1837, ihn dafür zu gewinnen, und wenn er ihm am 20. Juli 1837 aus Berlin schrieb: «Wenn Du mir wieder schreibst, so melde mir doch den Zeitpunkt Deiner Abreise aus Zürich und wann Du allhier einzutreffen gedenkst»,[232] so lässt das doch auf ein prinzipielles Einverständnis Eschers schliessen. Allerdings stellt Mülinen im nächsten Brief vom 29. Juli den Plan selbst in Frage: «Stelle Dir nun vor, ich habe schon seit einiger Zeit daran gedacht, für nächstes Sommersemester Berlin zu verlassen und eine andere Universität zu beziehen, vielleicht Göttingen oder das am Rhein herrlich gelegene Bonn.»[233] Damit bricht diese Diskussion und mit dem nächsten Brief die Korrespondenz überhaupt ab. Die Briefe Mülinens an seine Eltern[234] zeigen aber, dass er bis August 1838 noch in Berlin blieb; die Göttinger oder Bonner Pläne verwirklichte er nicht, sondern zog nach Rom und Neapel.

Escher aber ging nach Bonn. Unterdessen hatte sich in Zürich seine Freundschaft mit Blumer vertieft, mit ihm kam er schliesslich für ein Semester in Bonn und anschliessend für zwei Semester in Berlin überein. Restlos begeistert war Blumer allerdings nicht, er konnte sich aber «bei reiflicher Überlegung weder für Berlin noch für Heidelberg [. . .] entschliessen» und fand es doch «am besten, wenn wir für diesen Sommer nach Bonn gehen».[235]

Innherhalb der abgestuften menschlichen Beziehungen zwischen den vier Studienfreunden stimmte damit auch das politische Grundmuster, das sich im Verlaufe der nächsten Jahre immer deutlicher abzeichnen sollte: die beiden Konservativen, Jakob Escher und Friedrich von Wyss, gingen nach Berlin, die beiden Liberalen, Alfred Escher und Blumer, gingen nach Bonn.

Die Entfernung von zu Hause schaffte erstmals die Voraussetzung für eine ausgedehntere Korrespondenz Eschers mit seinen Freunden. Auf diese Briefwechsel sind wir angewiesen, wenn wir uns ein Bild vom jungen Escher machen wol-

len; denn der Briefwechsel mit seinen Angehörigen ist, wie dargetan, nicht mehr vorhanden, und Alfred Escher hinterliess ja, im Gegensatz zu Jakob Escher und J. J. Blumer, auch keine Lebensaufzeichnungen.

Zwei Tage vor der vermutlich auf den 20. April angesetzten Abreise nach Bonn erkrankte Escher an den Röteln; er musste Blumer allein ziehen lassen. Am 17. Mai konnte er die Reise schliesslich, mit Einwilligung seines Arztes, ebenfalls antreten. Am 7. Mai berichtete er vom «Belvoir» aus Jakob Escher in Berlin von seiner Krankheit und von seinem Krankenlager,[236] am 18./22. Juni von Bonn aus von seiner Reise und von seinen ersten Eindrücken in seiner neuen menschlichen und landschaftlichen Umgebung.[237] Damit beginnt der erste Briefwechsel mit Jakob Escher, der sich bis zu dessen Rückkehr von Berlin nach Zürich im Herbst 1839 erstreckte.

Gagliardi berichtet über das Scheiden und über Eschers Reise unter anderm mit dem Hinweis: «Trotz aller Mühe, die ihm das Scheiden gekostet hatte, nützte der über die unfreiwillige Studienversäumnis Besorgte Tag und Nacht für die Reise aus, mit besonders schwerem Herzen von der letzten Alpenaussicht Abschied nehmend. Den eigentümlichen Reiz der einfacheren Schwarzwald-Berglandschaft, die er durcheilte, hat er deshalb kaum erfasst, sondern sich den Genuss durch Vergleich mit den grossartigen Schneegebirgsszenerien der Heimat ohne Not verdorben.»[238] Das «ohne Not» verrät Befremden und Unverständnis. In Wirklichkeit sagt diese Stelle, sagen die beiden ersten Briefe überhaupt erstmals Wesentliches über den Menschen Escher zu jener Zeit aus.

Heimat, Abschied und Fremde —, das sind die Grunderlebnisse, die den Neunzehnjährigen bewegen. Der Abschied von den Eltern, von den Freunden, von der Heimat. «Sieh, in meiner Krankheit wurde es mir wieder so recht zum Bewusstsein gebracht, was einem liebende Eltern sein können.» «Ach Gott, was einem Freunde nicht sein können!» «Ich will Dir nicht vielreden von den Stunden des Abschieds von meinen Lieben allen und der paradiesischen Heimath.» Und dann die Fremde, die an diesem heimatlichen Paradies gemessen wird, der Schwarzwald an der Alpenkette, der Deutsche am Schweizer: «Wie anmuthig ist es für den Schweizer, sich wiedereinmal nur unter Schweizern zu sehen! Ist doch die Natur der Schweizer eine ganz andere als die deutsche. [...] Von Gemüthlichkeit und wahrer Herzlichkeit lässt sich in ihrer Mitte und in ihrem Zusammenleben auch [...] keine Spur entdecken.»[239] Der Abschied in die Fremde ist «diese bittere Stunde», die «über mich kommen» wird.[240]

Für das alles, für diese Liebe zur Heimat, für einen Aufbruch, in dem wenig von der Sehnsucht nach der blau-goldenen Ferne, um so mehr aber von der Bitterkeit des Abschieds schwingt, gibt es eine kulturgeschichtliche Bezeichnung: das Biedermeier. Nachdem dieser Epochen- und Stilbegriff auch in die Literaturge-

schichte Einzug gehalten hat, einfach in dem Sinne, dass damit bestimmte seelische und geistige Erscheinungsformen benannt werden, darf dieser Ausdruck hier wohl auch verwendet werden.

b) Das Biedermeier

Der junge Escher also ein Mensch des bürgerlichen Biedermeiers, der sich mit allen Fasern seines Gemüts an die Heimat in jeglicher Bedeutung klammert? Und würde diese blosse Einordnung in die Stimmung seiner Zeit genügen? Das, was wir als Stimmung einer Zeit zu bezeichnen versuchen, ist eine Grundstimmung, die sich in jedem Menschen wieder anders bricht. Gerade die Färbung, die das Biedermeier bei Escher annimmt, wird sein Wesen wohl deutlicher erkennen lassen.

Eine Sehnsucht des Biedermeiers ist die Eintracht mit allem, was zur eigenen Welt gehört; und dass es diese Welt gibt und dass man zu ihr gehören darf, erfüllt mit Dankbarkeit. Diese Welt umfasst die Eltern, die Familie, die Freunde, die Heimat und die heimatliche Natur. In dem allem fühlt man sich geborgen. Eine solche Stimmung ist allein aber schwer zu erleben; sie zwingt dazu sich mitzuteilen, die Gleichgesinnten zu suchen. Und da fliesst dann auch die Sehnsucht der Zeit nach dem neuen, umfassenden Vaterland mit ein. Man schliesst sich zusammen in den neuen Vereinigungen der Zeit, im Turnverein, im Schützenverein, im Sängerverein, in den vaterländisch-wissenschaftlichen Vereinigungen; und die Studenten finden sich zusammen im Zofingerverein. Sie alle ringen um das Gesamtvaterland, das erst noch zu schaffen ist. All diese Themen, die immer um den gleichen Mittelpunkt kreisen, scheinen in den Freundesbriefen auf, denn diese jungen Menschen lieben ihre heimatliche Welt nicht nur, sie sprechen sich darüber auch aus, ohne moderne Scheu vor dem Gefühlshaften, ja Sentimentalen.

Am ehesten lässt sich eine solche Scheu spüren, wenn vom Verhältnis zu den Eltern die Rede ist; entsprechend spärlich sind denn auch solche Stellen. J. J. Blumer, in seinem Wesen immer offen und zurückhaltend in einem, schreibt nach seiner Rückkehr von den beiden ersten Zürcher Semestern aus Glarus: «Ich kann Dir nicht sagen, wie einsam u. verlassen ich mich hier fühle, wo einzig nur der lang entbehrte Umgang mit meinen Eltern u. einigen andern theuren Verwandten mich erheitern u. aufrichten kann . . .»[241] Überschwenglich dagegen und mit einer gewissen rhetorischen Übersteigerung, die sich bei ihm immer wieder feststellen lässt, Alfred Escher nach seiner Rückkehr von Berlin: «. . . lass mich von der Wonne reden, mit der die Heimath und die theuren Eltern ihr wieder gewonnenes Kind in die Arme schlossen! Ich sage Dir, es war der schönste Augenblick in meinem Leben. Du kennst ihre Liebe, Du kennst meine Liebe und

ich schweige wohl, wo ich mit voller Beruhigung Dein Gemüth reden lassen kann.»[242] Näher bei einer allgemeinen Konvention liegen die Formulierungen schon, wenn vom Heiligtum der Freundschaft die Rede ist, so wenn Blumer von Zwicky[242a] sagt, er sei ihm auf dem Gymnasium zu Schaffhausen «mein Alles, mein zweites Selbst, mein Freund im schönsten u. umfassendsten Sinne des Wortes»[243] gewesen, oder wenn Alfred Escher an Jakob Escher schreibt: «. . . weil nur das die rechte Freundschaft ist, wo der Freund sich selbst im Freunde wieder findet».[244] Am rückhaltlosesten, wenn auch wohl nicht immer frei von literarischen Vorbildern, können sich diese jungen Menschen verströmen, wenn sie von der Heimat und ihrer Natur, wenn sie vom Vaterland sprechen. Bevor Escher, verspätet, nach Bonn abreist, überblickt er vom «Belvoir» aus das Paradies, das er nun verlassen muss: «Und meine Umgebungen haben sich wieder in ihre zauberischen Reize gekleidet, die ich geflissentlich hatte fliehen wollen, um mir den Abschied aus denselben nicht allzu schwer zu machen. Die Wiesen stehen in üppigem Graswuchse und sind voll freundlicher Blumen. Ach, diese haben mir immer besser gefallen in ihrer Natürlichkeit, als jene eiteln Gewächse im Treibhause, welche eher ein Erzeugniss der Kunst als der Natur genannt zu werden verdienen. Die Bäume stehen in ihrem gelben Blusthe und die Birnbäume sind schon mit dem zartesten jungen Grüne bekleidet. Herrliche Frühlingslüfte wehen. Der Himmel ist herrlich blau und die Berge sind mit dem dieser Jahreszeit eigenen bläulichen Dufte übergossen. Der See scheint ein Spiegel des Himmels zu sein und er schmilzt ganz zusammen mit dem fernen Ufer, das ihn begrenzt.»[245] Dichterischen oder auch nur literarischen Rang darf man von diesen Briefstellen natürlich nicht erwarten, aber dieser Blick vom «Belvoir» über den See gehört zum einfachsten und wohl am ehrlichsten Empfundenen, was wir von Escher lesen. Und doch stossen wir schon hier auf einen charakteristischen Zug seines Fühlens und Denkens und damit seines Stils: dass er das, was er liebt und was ihn bewegt, immer wieder an einer Gegenposition messen muss, hier, was für den jungen Naturwissenschafter aus der Schule seines Vaters und Oswald Heers eigenartig ist, die zauberischen Reize der heimatlichen Natur an den eitlen Gewächsen im Treibhaus, den Erzeugnissen der Kunst; und dieser Zwang lässt ihn denn auch oft und oft ins Cliché abgleiten. So etwa bei der Schilderung seiner Heimkehr aus Berlin: «Vom Bötzberge her erblickte ich — welche Wonne! — die ganze Alpenkette, die mir so oft, wenn ich auf unserm Kastanienplatze sitzend sinnend und forschend mich abmühte und quälte, mehr zu sagen vermochte als alle menschliche Wahrheit und Bücherkram . . .»[246] Der feinere, differenziertere Stilist ist Jakob Escher, wenn er von Bonn aus Alfred Escher zu seiner Rückkehr in die Heimat sein Mitempfinden ausdrückt: «Ich kann mir denken, wie jeder Hügel, jedes Haus und die frische Heimathluft selbst beim Wiedersehen frohe Erinnerungen in Dir weckten, die Brust erweiterten und

Dich auf die höchste Freude vorbereiteten, Deinen l. Eltern nach so langen freudeleeren Monaten in die Arme zu eilen. Ich begleite Dich im Geiste auf die grünen Hügel mit den blühenden Bäumen und auf die rauheren Berge mit ihren saftigen dichten Wäldern, wo wir herab blicken auf die überall zerstreuten sauberglänzenden Häuser und die reichen Dörfer zwischen den fleissig gebauten Feldern und Weinbergen. Noch lieber besteige ich mit Dir den leichten Kahn, um mich von den klaren dunkeln Wellen heraus schaukeln zu lassen in die Mitte des weit offnen Amphitheaters, die heitere Vaterstadt im Rücken, die geschmückten lebendigen Uferhügel zur Seite, und vor mir die ewig reinen und festen Pyramiden der Uralpen, an deren von der Abendsonne vergoldeten Spitzen der umher schweifende Blick doch immer zuletzt und am liebsten hangen bleibt.»[247] Ein ruhiges, freundliches Bild der gleichen Heimat, einfühlend einem Freunde dargebracht, — aber das liegt weit weg von den Möglichkeiten Alfred Eschers.

Heimat, das ist eine alte Erfahrung, wird nicht zuletzt an der Fremde erlebt und in ihr verklärt. Heimat wird durch die Fremde aber auch vom gefühlshaften ins geistige Bewusstsein erhoben; deutlicher spürt der Mensch seine Bedingtheit, seine Zugehörigkeit zu einem Herkommen und, im besten Falle, seine bürgerliche Verpflichtung dieser Heimat gegenüber. Auch das wird von diesen jungen Studenten ausgesprochen. Blumer berichtet, wie er seine Heimreise von Berlin beschleunigte, «weil meine Eltern mit Sehnsucht auf mich harrten u. mich selbst doch vor allem die Heimath anzog»; und nachdem er die Freude des Wiedersehens geschildert hat, bekennt er: «. . . in diesen Augenblicken habe ich erfahren, was mir sonst gar nicht immer so klar war, dass auch ich mit ganzer Seele an der Scholle hänge, auf der ich geboren bin, an dem rauhen u. doch wunderlichen Gebirgsthale, dessen Vorzüge ich erst jetzt zu schätzen weiss».[248] Weniger als reines Gefühl, mehr als geistig geklärte Einsicht spricht das gleiche Erleben aus einem Bericht des Baslers Daniel Ecklin[249] aus Berlin: «Viel Herrliches u. Schönes habe ich gesehen; u. das vaterländische Herz hat sich mehr und mehr erweitert, es hat Bewunderung gezollt u. fühlte sich gestärkt zu höherer Liebe für die Menschheit im Beschauen der wundervollen Monumente menschlicher Kunst u. Wissenschaft, edler Gesinnung u. Thatkraft. — Doch Weltmann bin ich nicht geworden u. werde es nie. Die weite Welt hat mich zu meiner kleinen, der Heimath, zurückgewiesen; hat mich aufmerksam gemacht auf die beschränkten eigenen Kräfte, auf meine u. des Vaterlandes Bestimmung; ihm will ich treu bleiben, für sein Wohl mit allen Gleichgesinnten arbeiten; in ihm will ich leben u. sterben.»[250]

Zeitstimmungen brauchen, damit sie fassbar werden, ihre Träger, und es ist nicht die Masse, es ist eine Minderheit, welche die Zeitstimmung empfindet und in Worte fasst. Tragende und sprechende Schicht ist wohl immer eine geistige Elite,

die sich selbst als solche empfindet. Sie kann dem Umfeld der politisch oder wirtschaftlich herrschenden Schicht nahestehen, sie kann sich mit diesem Umfeld auch kritisch oder kämpferisch auseinandersetzen. Immer aber ist das, was wir Zeitstimmung nennen, umstellt von Gegenpositionen, die in der geistigen Indifferenz, in gesellschaftlichen Gegensätzen, im Nebeneinanderfliessen geistiger Strömungen gründen können. Gegenpositionen können aber auch im Träger der Zeitstimmung selbst aufscheinen, wenn er sich seiner eigenen innern Vielfalt nicht mehr entziehen kann, wenn sein Erleben sich nicht mehr in die Konventionen der Zeitstimmung pressen lässt.

Zur tragenden Schicht des schweizerischen Biedermeiers gehörten sicher die Studenten, junge Menschen von 18 bis 23 Jahren. Aber auch ihre gefühlvolle, treuherzige Welt war nicht einfach Ausdruck eines allgemeinen Empfindens, auch sie konnte von einem eigenen, ursprünglicheren Erleben gesprengt werden. Dafür nur wenige Belege.

Im Biedermeier durfte der Mensch noch weinen und von seinen Tränen sprechen, und er tat es dichterisch im Übermass. Alfred Escher berichtet von seinem Abschied von der Heimat und von seinem Heimweh in Bonn «thränenden Auges».[251] Der gleichaltrige Gottfried Keller aber, von kleinbürgerlicher Herkunft und schwer an seinem äussern und innern Schicksal tragend, schrieb ein knappes Jahr früher an seinen ebenfalls gleichaltrigen Brieffreund Johann Müller aus Frauenfeld: «Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: ‹Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen›. Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergiessen, dass eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl usw.»[252]

Von der Begegnung mit der kälteren, oberflächlicheren Umwelt, von der Ahnung, dass man, so jung man auch sei, die Begeisterungsfähigkeit nur noch als Nachzügler bewahre, schreibt der fünfundzwanzigjährige Daniel Ecklin im Sommer 1839 aus Berlin: «Unser Vaterländchen habe ich zur Genüge in die Kreuz u. Queren durchwandert, aber in die weite grosse Welt hatte ich eigentlich nie recht hineingeschmeckt, wie man sagt; wenn nun so ein alter Kauz endlich in diesen Fall kommt, so will es sich nicht mehr gut schicken, dass er ob dem vielen Bewunderungswürdigen in Ecstase verfällt, weil heut zu tage, nicht die Zeit schneller geht, wohl aber die Menschen schneller alt werden u. im 20zigsten Jahre schon die ganze Welt durchreist, selbst eigene Romane gespielt u. alle möglichen Abentheuer bestanden haben, u. weil man folglich über dieses Alter hinaus riskiren muss, von unbärtigen Greisen wegen retardirtem Enthusiasmus belacht u. verspottet zu werden.»[253]

Wie aber ein junger Biedermeier selbst, aus eigenem, stärkeren Erleben heraus, den Bannkreis der Zeitstimmung und ihrer Sprachregelung sprengen kann, lesen wir bei Johann Jakob Tschudi. Tschudi, der sich durch seine Forschungsreisen in Südamerika und deren wissenschaftliche Ausbeute einen Namen machen und der die Schweiz von 1866 bis 1883 als Geschäftsträger, als ausserordentlicher Gesandter und als bevollmächtigter Minister in Wien vertreten wird, war schon 1837, mit nur 19 Jahren, in die Niederlande, nach Amsterdam und Leyden, gezogen. Am 16. Februar 1838, bevor er zu seiner ersten Ausfahrt nach Südamerika das Schiff bestieg, schrieb er Alfred Escher von Le Havre aus einen Brief, in dem er auch auf den ersten Abschied des Freundes von der Heimat zu sprechen kam, — auch er glaubte damals, Escher gehe nach Berlin; er wendet sich dem gewiss kleineren Schicksal seines etwas jüngern Freundes mit der aufrichtigen Liebenswürdigkeit, aber auch in der überpersönlichen Sprache der Zeit zu, die wir kennengelernt haben. «Mit dem nun angetrettenen Jahre hat sich ein wichtiger Zeitabschnitt für uns eröffnet, der von Dir, mein lieber Alfred, vielleicht noch einen härtern Kampf erfordert, als von mir. Deine wissenschaftliche Ausbildung ruft Dich in wenigen Wochen aus dem väterlichen Hause zum ersten Male ferne weg, Du hast einen schweren Abschied zu überstehen. Du musst einen liebevollen Vater und eine treubesorgte, zärtliche Mutter an denen Du mit so aufrichtiger kindlicher Liebe innig gehangen bist, zurücklassen um auf Dich selbst zurückgewiesen, selbständig zu handeln. Wenn auf einmal, ein durch heilige Verhältnisse innig geschlungenes Band, gewaltsam getrennt wird, so erhält das Herz eine tiefe Wunde, die nur durch den heilenden Balsam der Hoffnung vernarben kann. Auch Dir wird das Heimweh seinen Tribut abverlangen, liefre ihn geduldig, mein inniger Wunsch ist, dass Freunde, die Dich begleiten, Dir, wenn auch nur schwach die ersetzen, die Du schmerzlich entbehrend zurücklassen musst. Wenn Du, Deine herrliche Heimath verlassend, von Deinen Lieben Abschied nimmst, so schenke auch einige Augenblicke meinem Andenken, ich werde während jener Zeit auf dem öden Ocean dahinsegeln und meine Gedanken werden Dich so oft begleiten und mich zu Dir hinwünschen.» Aber dann, am Schluss des Briefes, ganz an den untern Rand des Blattes gedrängt, folgt eine Nachschrift, die in ihrer gedrängten Kürze den Schleier der Konvention zerreist: «Ich weiss nicht, warum ich heute so bewegt bin, glaube mir es ist doch nicht so leicht mit 19 Jahren hinaus zu gehen, um für den Ruhm seines ganzen Lebens zu kämpfen.»[254]

c) Alfred Escher, der Forcierte

In dieser zerbrechlichen und gefährdeten Welt des Biedermeiers fühlt und denkt der noch kaum zwanzigjährige Alfred Escher. Was aber bringt er an Eigenem mit, und wo tritt er, unbewusst, aus der Konvention heraus?

Wenig ergiebig ist ein Rückblick auf belegbare Charakterisierungen des jungen Escher aus der Zeit vor dem Übertritt an die Universität. Oswald Heer, 1832 ins «Belvoir» eingezogen, berichtet seinen Eltern in Glarus von der neuen Umgebung und der Familie Escher; von Alfred sagt er: «Der Sohn (ein Knabe von 13 Jahren) ist gar ein gutmüthiger und schon auch geistig sehr weit vorgerückter Knabe».[255] Seine Jugendfreunde bezeugen ihm, dass er ein munterer und fröhlicher Kumpan sei,[256] oder es fallen ihnen schon «moralische oder vielmehr moralisierende Philosopheme» in seinen Briefen auf.[257] Oder sie empfinden sein abgesondertes Leben weit draussen vor der Stadt, im «Belvoir»: «In der stillen Einsamkeit der Natur aufgewachsen, bautest Du aus eigener selbständiger Kraft u. mit Freiheit Deinen Geist, mich warf das Schicksal schon frühe in das Geräusch der Jugendwelt.»[258] So richtig das alles zweifellos gesehen ist, so beschränkt sich ein solches Bild doch, wie kaum anders möglich, auf ein paar skizzenhafte Züge. Erst der Briefwechsel der Studentenzeit erlaubt uns tiefere Einblicke in Eschers Wesen, lässt uns einen unverwechselbaren Charakter erkennen, der allerdings, das sei nicht verschwiegen, sich dem Verständnis nicht immer leicht erschliesst.

Um einen Ansatzpunkt zu gewinnen, kehren wir zu Eschers Bericht über seine Reise nach Bonn zurück, zu seinem mühsamen sich Losreissen von der heimatlichen Alpenwelt, das Gagliardi so befremdet hat.

Am 10. April 1838 war Jakob Escher von Zürich nach Berlin abgereist, am 5. Juni berichtete er Alfred Escher über seinen Abschied und über seine Reise. Der Abschied bewegte auch ihn tief, aber er versuchte Fassung zu bewahren. Die Reise führte ihn zunächst nach Schaffhausen, und von dort über Stockach nach Tuttlingen. Von dieser Gegend aus warf er den letzten Blick zurück: «Noch Ein Mal, auf einer Höhe zwischen Stockach und Tuttlingen, sah ich die lange Alpenkette im Glanz der Abendsonne; so fern, dass die untern Massen im Horizont verschwammen, nur die Schneefelder und Gletscher wie in der Luft schwebten. Es war das Letzte, was ich vom Vaterlande sah.»[259] Ein Bild, das unsere Aufmerksamkeit erregt, nicht nur, weil es einfach und mit richtiger Beobachtung gezeichnet ist, sondern auch, weil es von Alfred Escher übernommen, übersteigert und so, unbegreiflich genug, wieder an Jakob Escher zurückgesandt wird. Am 22. Juni berichtet er seinem Freund über seine eigene Reise, die ihn über Bonndorf führte, und von hier, zurückgewandt, «erblickt man die ganze Alpenkette von den fernen Tyrolerbergen an bis zu den Berneroberländern. Den Rigi sah ich noch, den Albis und den hohe Rhone mit ihrer Rossweid und den lieben Huetliberg.[260] In Einem Sprunge war ich aus dem Postwagen. Ich wusste nicht, ob ich mich freuen oder weinen sollte. Ich war wieder im Wagen. Eine nahe Waldschlucht, durch die der Weg führte, kündigte mir den schweren Abschied

an, der mir bevorstand. Noch einmal sah ich durch das Fenster des Wagens und wunderbar! gerade die Berge, die ich so oft von Zürich aus mit dir bewunderte, gerade die Berge, die unsere Lieben in nächster Nähe umschliessen, sah ich durch die Öffnung ausgeschnitten aus der Gesamtfernsicht. Eine Träne entfiel mir und wir waren in der Schlucht von Tannen wild beschattet.» [261]

Zwei Welten. Und das hat nun mit Heimat, Abschied und Sehnsucht nichts mehr zu tun. Was bei Jakob Escher ein richtig und genau geschautes Bild ist, in eine ebenso richtige und genaue Sprache gefasst, das wird bei Alfred Escher eine dramatisch arrangierte Szene, die Anschauung durchsetzt mit geographischem Wissensballast, das Gefühl bewusst, beobachtet und ausgekostet, — und dann das ganze noch einmal von vorn. In Wirklichkeit ist das nicht die Schilderung eines letzten Blicks auf die Heimat, es ist eine Selbstdarstellung. Und Eschers früher Hang zur dramatischen Übersteigerung, im Gefühl und im Stil, wurzelt wohl in diesem Bedürfnis nach Selbstdarstellung. Egozentrisch kreist er in seinem Denken und seinem Fühlen immer um sich selbst. Solche Ichbezogenheit, angereichert noch mit der ihm eigenen schwer erträglichen Sentimentalität, kann bei Escher geradezu peinlich werden. In einem Brief aus Berlin an Oswald Heer, der unterdessen geheiratet hat, kommt er auf dessen Auszug aus seinem «traulichen Stübchen» im «Belvoir» zu sprechen und sagt: «Ich bin neben Ihnen gestanden, als Sie Abschied nahmen von meinen theuren Eltern, das letzte Glied ihrer Familie [262] — darf ich wohl sagen, das sie nun auch verliess; ich kenne Ihre Anhänglichkeit an meine Lieben; sie hat mir oft wohlgetan; ich kenne aber auch die treue fast elterliche Liebe und Treue, die meine Eltern an Sie fesselt und Sie werden glauben, dass ich, der den Schmerz einer gänzlichen Trennung von meinen Theuersten zu ertragen hatte, auch den einer teilweisen Trennung von lieben Menschen zu würdigen im Stande sein werde. Immerhin muss ich Sie noch beneiden um des Glückes willen, so oft es Ihnen Bedürfniss ist, der theuren Nähe meiner und Ihrer Lieben sich freuen zu können.» [263] Anscheinend Worte des Trostes, angenommen, Oswald Heer brauchte das überhaupt in seinem jungen Ehestand; vor allem aber geht es doch darum, dass sein eigener, tapfer ertragener Schmerz gewürdigt wird.

Solches Reden und Schreiben ist aber nicht nur bedeutungsvoller und wehleidiger Kult der eigenen Persönlichkeit. Das ist auch Deklamation eines knapp Zwanzigjährigen, der, aus wohl unbewusster innerer Unsicherheit heraus eine Rolle spielen möchte, sich aber ins Suchen und Spielen vorgeprägter Rollen verliert. Welcher Art seine Rolle schliesslich sein soll, ist noch unklar, sicher aber soll sie ihrem Träger Bedeutung und Würde verleihen. Der einsame Dulder im fremden Lande drängt sich aus der Zeitstimmung auf. Dann, im gleichen Brief an Oswald Heer, ein anderes Bild: «Freudigen Herzens jedoch sehe ich täglich die

Zahl der sich um mich sammelnden Freunde grösser werden und ich verspreche mir herrliche Stunden in ihrem trauten Kreise.» Will er nur auf das Eintreffen neuer Schweizer Studenten in Berlin hinweisen? Aber die «sich um ihn sammelnden Freunde»: sammeln sie sich um ihn als um ihr Zentrum, oder sammeln sie sich schützend um ihn? Im Urgrund von Eschers Empfinden wird wohl beides liegen. Will er aber wirklich seine innern Ängste und Ansprüche ins Bewusstsein hinauf heben und mitteilend aussprechen? Eher ist doch zu vermuten, dass die Stelle auch sein Verhältnis zur Sprache deutlich macht, dass er nicht weiss oder fühlt, dass ein Bild vom Inhalt bis hin zum Stil verpflichtend ist, dass ein Bild richtig oder falsch, dass es aber auch verräterisch sein kann.

Fast drollig wird das schliesslich, wenn der Zwanzigjährige im brieflichen Gespräch mit seinen beiden ehemaligen Hauslehrern Heinrich Schweizer und Oswald Heer den Sprachgestus des deutschen Universitätsprofessors ausprobiert: «Ja, mein lieber Herr Schweizer, es hat mich gefreut, aus des Rectors, Universitätsrichters, Decans und — ich darf wohl sagen — aller Leute Munde zu vernehmen, dass die Schweizerstudenten in Bonn immer am meisten Achtung verdient hätten.» [264]

Wenn wir diesen Alfred Escher an seinen Freunden messen, am vornehm-zurückhaltenden, aber fein und differenziert empfindenden Jakob Escher und am ehrlichen, stark fühlenden, aber nüchtern und eigenwillig handelnden J. J. Blumer, dann hatte der «gar gutmüthige, liebe und schon auch geistig sehr weit vorgerückte Knabe» offenbar Mühe mit der gelassenen Formung seiner Persönlichkeit, soweit man eine solche von einem Menschen der Adoleszenz erwarten darf. Noch mit zwanzig Jahren suchte er sich selbst, suchte er sein Wesen, seine Form; und sein Suchen ist ein ständiges Dramatisieren von Normalem, ja Banalem. Nicht nur sucht er, statt einer Form, eine Rolle, er verfälscht auch das, was zweifellos tief in seinem Wesen angelegt war, die Anhänglichkeit an die Heimat und an seine Familie, zum Schauspiel. Intelligent, aber unsicher und unreif, deklamiert er und hat doch kein Gefühl für das Wort. Das kann aber nur heissen: er steht weder mit sich selbst noch mit seiner Umwelt im Einklang.

Alfred Escher war in seiner Jugend kein glücklicher, kein harmonischer, er war ein schwieriger, zerrissener, im tiefsten unsicherer Mensch. Seine Freunde wussten um diesen Zwiespalt, und Afred Escher selbst wusste auch darum. Er verletzte mit seinem forcierten Wesen immer wieder auch seine besten Freunde, es kam zu brüsken Trennungen und zu vorübergehenden Entfremdungen. Solche Entfremdungen, mit Blumer, mit Pölchau, mit Sinz, [264a] konnten durch briefliche Aussprachen auch wieder geheilt werden. Die Freunde rühmten dann Eschers Offenheit, mit der er dabei sich und sein Wesen erklärte. Es ist tief zu bedauern, dass uns keine solchen Selbstdarstellungen erhalten geblieben sind.

d) Das Auslandserlebnis

In der Frühe des 17. Mai 1838 brach Alfred Escher zu seiner Reise nach Bonn auf. Damit sollte für ihn der studentische Auslandaufenthalt beginnen, dessen Bedeutung Jakob Escher in die schöne und gültige Formulierung fasste, er sei zur Fortsetzung seiner Studien ins Ausland gegangen, «theils um die vorzüglichen Lehrer Deutschlands in unserem Fache zu hören, theils auch um durch den Aufenthalt in grossen Städten und durch Reisen meine Menschen- und Weltkenntnis zu erweitern».[265]

Alfred Escher, kaum von seiner Erkrankung an den Röteln genesen, trat seine Reise allerdings nicht im Hochgefühl freudiger Erwartung an. Abgesehen davon, dass er sich schon zu Hause in eine Stimmung vorweggenommenen Heimwehs gesteigert hatte, trieb ihn die Ungeduld zu fast fiebriger Eile. Freund Blumer war vorausgereist, den Beginn der Vorlesungen musste er um ein weniges verpassen, und so brachte er die Reise, mit Eilpost, fast atemlos hinter sich. In Freiburg war er nachts um 12 Uhr, in Karlsruhe am Nachmittag des 18. Mai um 3 Uhr. Am 19. erreichte er Mannheim, «wo ich einen Nachmittag mich aufzuhalten gezwungen war», den er aber immerhin dazu benützte, eine Kunstausstellung zu besuchen. Anderntags, am 20. Mai, brachte er die Fahrt nach Bonn in vierzehn Stunden hinter sich. Zu spät spürte er, dass seine Reise zu rasch gewesen war, als dass sie ihm zuverlässige und haftende Eindrücke hätte vermitteln können, und klagte: «Wenn man so vieles Auffallendes und Merkwürdiges an sich vorbeifliegen sieht, wird man am Ende ganz abgestumpft und taumelig.»[266]

In Bonn hatte Blumer an der Koblenzerstrasse ein geräumiges Logis gemietet, das sich die beiden zunächst für den gemeinsamen Gebrauch einrichteten; später spürten dann doch beide das Bedürfnis, sich je in einem eigenen Zimmer einzurichten, um ungestört studieren zu können.[267]

Am 23. Mai immatrikulierte sich Escher an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und liess sich für das Fach Jura einschreiben; als Beruf seines Vaters gab er «Gutsbesitzer» an. Er belegte die gleichen vier Vorlesungen wie Blumer, bei Bethmann-Hollweg den Zivilprozess, bei Ferdinand Walter Kirchenrecht und Deutsche Rechtsgeschichte, bei Immanuel Hermann Fichte, dem Sohn des grossen Philosophen, Anthropologie und Psychologie.[268]

Bonn war, neben Berlin, Heidelberg und Göttingen, eine von den Schweizer Studenten bevorzugte Universität. Bei den Juristen insbesondere stand Bethmann-Hollweg, der Schüler Savignys, mit seiner modernen, rechtshistorischen Ausrichtung des Studiums in hohem Ansehen. Blumer und Escher kamen in einen ganzen Kreis von Studenten aus Zürich, Bern, Neuenburg, Aarau, Chur und Basel. In diesem Kreis spielte sich ein grosser Teil des gesellschaftlichen

Lebens der Schweizer Studenten ab, mit wöchentlicher Zusammenkunft, Pflege des Gesangs und des Turnens, mit Ausflügen und Ausritten. Hier erlebte man schweizerische Gemeinschaft und Eigenart über die Kantonsgrenzen hinaus, was Escher vielleicht wieder etwas zu ausschliesslich und überspitzt formulierte, wenn er an Jakob Escher in Berlin schreibt: «Es ist mir so wohl unter meinen Schweizern dass ich nur wünschen möchte, ich wüsste dasselbe auch von dir.»[269] Die Wirklichkeit sah doch nicht ganz so eidgenössisch-selbstgenügsam aus, aber es ist charakteristisch, dass wir nicht aus einem von Eschers Briefen, sondern von Blumer erfahren: «Wir schlossen uns aber bald mehr an eine kleine Gesellschaft Deutscher an, nämlich Dubois[270] aus Berlin (ein geborener Neuenburger, jetzt Professor der Psychologie), Pölchau aus Hamburg,[270a] Dummrath[271] aus Stettin, Eichelberg aus Kurhessen u. Behn-Eschenburg[272] aus Stralsund (jetzt Professor in Zürich).»[273] Daneben erlebten Escher und Blumer wohl schon in Bonn, dass sich die Schweizer Studenten nach sozialem Stand und politischem Bekenntnis zusammentaten, so wie die Studenten aus dem «Herrengeschlecht» auch eher das alte, vornehme Heidelberg bevorzugten.[274]

Das Studium selbst war für Escher geprägt durch seine ausschliessliche, bewundernde Hinwendung zu Bethmann-Hollweg. Sein «Zivilprozess» war für ihn «weit das schönste Colleg, das ich hier höre». Bluntschli hatte ihm zwar gesagt, er könne den Zivilprozess noch durchaus nicht verstehen, Keller aber hatte ihm das Gegenteil versichert. Tatsächlich empfand er Hollwegs Vorlesung als zwanglose Fortsetzung seiner Zürcher Studien. «Der Civilprozess setzt am meisten Römisches Recht voraus. Aus dem deutschen Rechte setzt er sehr wenig voraus und jedenfalls nicht mehr als ich aus der deutschen Rechtsgeschichte, die ich neben dem Civilprozess höre [bei Prof. Walter], lerne. Da ich nun im letzten Winter Pandecten gehört [bei Bluntschli] und mich diesen Sommer fast ausschliesslich mit denselben beschäftigt habe, so verstehe ich wirklich alles oder kann wenigstens und sollte alles verstehen.» Aber nicht nur als Wissenschafter, auch als Dozenten schätzte er Hollweg hoch. «Die Art, wie der Civilprozess von Hollweg vorgetragen wird, ist wirklich ausgezeichnet. [. . .] Seine Behandlungsart ist rein historisch und so gründlich, als nur der kann, der seiner Sache vollkommen sicher ist. Sein Vortrag ist, sobald man sich ein wenig an ihn gewöhnt hat, ungemein verständlich und klar. Die Würde und eine gewisse Gemüthlichkeit,[275] die er in demselben auf eine merkwürdige Weise zu verbinden weiss, fallen anfangs auf, nehmen aber bald ungemein ein».[276]

In einer Zeit, in der das Studium für den Studenten noch nicht organisiert wurde, in der ihm, ohne Aufbauprogramm, einfach Vorlesungen und einige Übungen angeboten wurden, war der Student, sofern er ein ernsthaftes Studium treiben wollte, darauf angewiesen, sich durch eigene Lektüre und Arbeit vertiefend in den Stoff einzuarbeiten. Escher, dem die Anerkennung für seinen Fleiss

und Eifer nie versagt wurde, hatte das im «Belvoir» schon sehr bewusst getrieben, und er setzte diese selbständige Arbeit in Bonn fort. «Ich bin auch diesen Sommer meiner durch Keller und Hollweg vollständig gebilligten Ansicht treu geblieben, dass durch eigenes Forschen und selbständiges Schöpfen unmittelbar aus den Quellen für die wissenschaftliche Ausbildung am meisten erreicht werde und ich habe daher einige schwierigere Themata und Partieen aus den Pandecten bloss nach den Quellen bearbeitet und nachher die vielen gewöhnlich sich wiedersprechenden Abhandlungen, die darüber erschienen sind, erst nachgelesen. Hollweg hat mich in meinen wissenschaftlichen Arbeiten auf eine höchst anerkennungswerthe Weise unterstützt.»[277]

Welch tiefen Eindruck Hollweg auf Escher machte als ein Mensch, der sich, ohne jede materielle Notwendigkeit, einzig aus seiner sittlichen Verpflichtung heraus, ganz seiner Arbeit und der Betreuung seiner Studenten hingab, ist schon berichtet worden.[278] Seine Freunde wussten natürlich um die Bewunderung, die er Hollweg entgegenbrachte. Jakob Escher, als er im Sommer 1839 in Bonn studierte, schrieb ihm nach einleitenden Bemerkungen: «Ich beginne meine Nachrichten aus Bonn mit dem, was Dir wohl am wichtigsten ist, mit Hollweg, seinen Vorlesungen und unserm Verhältnis zu ihm.» Im Fachlichen stimmte er mit Alfred Escher völlig überein, enttäuscht war er aber über ein Privatissimum zur Rede pro Quinctio, für das sich Hollweg nach dem Eindruck der Studenten ungenügend vorbereitet hatte. Der Mensch Hollweg hingegen fesselte auch ihn, aber, und das ist ein bezeichnender Unterschied, er würdigte Hollweg als humanen Geist von umfassender Bildung. «Wie liebenswürdig Hollweg in der gesellschaftlichen Unterhaltung sei, brauche ich Dir nicht zu schildern. Sein Interesse für alle Gegenstände in Kunst, Wisenschaft und Leben, seine Bescheidenheit, namentlich, wo er von anderen, berühmten Rechtslehrern spricht, seine unbegrenzte Hochachtung und Liebe namtlich für Savigny, sein innig religiöser und rechtlicher Sinn, verbunden mit dem Hass alles Pedantismus und steifen Ceremoniells bilden zusammen eine Erscheinung, wie sie wohl selten in solcher Reinheit sich findet.»[279] Ein kleines, mit Hochachtung und Zurückhaltung entworfenes Bild, wie es der stets auf Kontraste bedachte Escher wohl nie hätte zeichnen können.

Abweisend ohne nähere Begründung äussert sich dagegen Blumer in seinen Erinnerungen: er hörte mit Escher «den gemeinen, d.h. römisch-deutschen Civilprozess bei Bethmann-Hollweg, dem ich trotz der anziehenden Persönlichkeit des berühmten Lehrers keinen Geschmack abgewinnen konnte».[280] — Gemeinsam besuchten sie auch die beiden Vorlesungen Ferdinand Walters über Kirchenrecht und Deutsche Rechtsgeschichte sowie I. H. Fichtes Kolleg über Anthropologie und Psychologie. Beide äusserten sich über diese Vorlesungen, bei wenig Anerkennung, eher skeptisch. Bei Walter störte die katholische Ten-

denz, in Fichtes Vorlesung, die er auch schlechthin als «miserabel» bezeichnete, fand Escher zu viel Unklarheit und Verworrenheit, während Blumer lapidar bemerkt, Fichtes Vorlesung über Psychologie habe ihn und Escher nicht sehr angezogen.[281]

So blieb im Grunde genommen, von Bethmann-Hollweg abgesehen, die wissenschaftliche Ausbeute des Bonner Studiums für beide eher gering.

Am 1. September 1838 liess sich Escher die Exmatrikulation ausstellen. Alle drei Professoren bestätigten ihm ausgezeichneten Fleiss und Aufmerksamkeit.[282]

Dass Escher und Blumer ihre Studien in Berlin fortsetzen wollten, war längst beschlossene Sache, und dass die Zeit zwischen zwei Semestern zu ausgedehnten Reisen benutzt wurde, gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des damaligen Studentenlebens. Genau besehen unternahmen Blumer und Escher im September und Oktober drei Reisen verschiedenen Charakters: eine Bildungsreise in die Niederlande, einen ausgedehnten Ausflug ins Gebiet der Nahe und der Mosel, und schliesslich die Übersiedelungsreise nach Berlin. Von Escher selbst ist uns kein Reisebericht erhalten. So geben wir die Rückschau Blumers in seinen «Erinnerungen» wieder, die deutlich zusammenfassend, aber doch nicht ohne Farbe ist.

«Die Herbstferien beschlossen Escher u. ich zu einer Reise nach Holland u. Belgien zu verwenden, auf welcher uns Freund Eschenburg wenigstens theilweise begleitete. Die Fahrt ging den Rhein hinunter, an Düsseldorf u. Wesel vorbei nach Aachen, dann über Utrecht nach Amsterdam, wo wir uns mehrere Tage aufhielten u. auch Zardam[283] besuchten, hierauf über Leyden nach Haag u. Scheveningen, wo ich zum ersten Male das Meer vor mir sah, dann über Rotterdam, Dordrecht u. Breda nach Antwerpen, wo wir die Gemäldegallerie aufmerksam besichtigten, hierauf über Mecheln nach Brüssel, von wo aus das Schlachtfeld von Waterloo besucht wurde, endlich über Löwen, Lüttich u. Aachen zurück nach Köln u. Bonn. So verschieden die Physionomie der beiden Länder ist, deren Vereinigung jedenfalls das ungeschickteste Machwerk der Diplomatie von 1815 war, so fand ich doch in jedem derselben Manches, was mich anzog: in Holland war es die allgemein verbreitete Reinlichkeit, der sichtbare Wohlstand, die schönen Landgüter u. Wiesen mit dem darauf weidenden, wohlgepflegten Vieh, die vielen Kanäle, auf denen es so gemüthlich zu fahren war, u. das rege Leben in der Hauptstadt u. ihrem prächtigen Hafen; in Belgien waren es die Schätze der Kunst, welche in den vielen schönen Kirchen u. Rathhäusern als Zeugen einer grossen Vergangenheit (15. bis 17. Jahrhundert) mir entgegentraten, die schmucke, elegante Hauptstadt u. inbesondere auch die Eisenbahnen, welche zu einer Zeit, da sie in der Schweiz noch ganz unbekannt u. in Deutschland nur erst

auf ganz kurzen Strecken gebaut waren, hier bereits ein vollständiges Netz bildeten. Nach Bonn zurückgekehrt entschlossen wir uns, ehe wir die Reise nach Berlin antraten, noch von Koblenz aus einen Ausflug an den Rhein, die Nahe u. Mosel zu machen, auf welchem wir von mehrern unsrer Freunde begleitet wurden, namentlich von dem geistreichen Behn-Eschenburg,[284] welcher uns die Erfahrungen mittheilte, die er als politischer Gefangener auf der Festung gemacht hatte. Wir fuhren auf dem Dampfboote nach Osmannshausen,[285] von wo wir an einem schönen Herbstabende nach dem herrlich gelegenen Rüdesheim hinübergingen. Von da ging es über den Rhein nach Bingen, dann zu Fuss nach Kreuznach, dem freundlich gelegenen Bade, dessen Umgebung wir etwas näher ansahen, hierauf durch das romantische Nahethal über Sobernheim u. Oberstein nach Birkenfeld. Hier nahmen wir einen Wagen mit dem wir über die Berge nach Trier fuhren, wo die Porta nigra, das erste grössere römische Bauwerk, welches ich zu Gesichte bekam, einen bedeutenden Eindruck machte. Von Trier fuhren wir auf einem Kahn die Mosel hinunter nach Koblenz, was bei den vielen u. grossen Krümmungen, welche der Fluss macht, wenn ich nicht irre, 2½ Tage wegnahm. In Koblenz trennten Escher u. ich uns von unsern Freunden und schlugen nun die Strasse nach Berlin ein. Wir reisten über Montabaur, Wetzlar, Giessen, Marburg, Cassel, Lutter am Boraberg,[286] Halberstadt u. Magdeburg; im letztern Orte bewunderten wir den schönen Dom.»

Für die Zeit des Berliner Semesters 1838/39 verschlechtert sich der ohnehin unbefriedigende Quellenstand noch einmal erheblich. Anfang Dezember erkrankte Escher an einem schweren Augenleiden, das ihm auf lange Zeit das Lesen, aber auch das Schreiben verunmöglichte. Und da Jakob Escher das Wintersemester ebenfalls noch in Berlin verbrachte, entfiel auch die Möglichkeit einer indirekten Korrespondenz mit ihm, die allenfalls durch Diktat und Vorlesen hätte aufrecht erhalten werden können. Für die ganze Zeit stehen uns nur drei Briefe zur Verfügung, die beiden von Escher Mitte Oktober an Heinrich Schweizer und an Oswald Heer gesandten und ein Brief Kellers an Escher vom 25. Dezember 1838. Für weitere Hinweise sind wir im wesentlichen auf Blumers Erinnerungen und auf Jakob Eschers Selbstbiographie verwiesen.

So sind wir unter anderm nicht darüber unterrichtet, welche Vorlesungen Escher in Berlin belegte. Sicher ist nur, dass er, zusammen mit Blumer und Jakob Escher, Savignys Pandekten hörte. Wenn er, wie in Bonn, alle Vorlesungen gemeinsam mit Blumer besuchte, kamen dazu noch das Kriminalrecht bei Heffter[287] und zwei Vorlesungen in der Philosophischen Fakultät, bei Ritter[288] über Geographie und bei Ranke[289] über mittlere Geschichte.[290] Denkbar ist auch, dass er sich nun zum Teil Jakob Escher anschloss, der, neben Savigny, bei Rudorff[291] das Erbrecht und bei Böckh[292] Griechische Literaturgeschichte hörte.[293] Über solche Erwägungen hinaus kommen wir nicht.

Ausgerechnet zu Savigny, dem Begründer und bedeutendsten Vertreter der historischen Rechtsschule, fand Escher den Zugang nicht. Er hatte offenbar erwartet, dass ihn ein Empfehlungsschreiben, wir wissen nicht, ob von Bethmann-Hollweg, bei Savigny persönlich einführen würde. Dieser reagierte aber kühl, und Escher, enttäuscht und gekränkt, war nicht fähig, die Dinge sich weiter entwickeln zu lassen, sein Urteil war gefällt. Da nützte auch Kellers Zureden nichts, der ihm schrieb: «. . . nur Eines wundert u. schmerzt mich, nämlich wenn Du Savigny nicht zugänglich finden solltest. Er war es zu meiner Zeit im herrlichsten Sinne, nur gab er nie viel auf Empfehlungsbriefe, sondern man musste sich durch wissenschaftliche Arbeiten u. dgl. selbst introduciren. Der vornehme abord[294] war eine blosse Äusserlichkeit. Sieh doch recht zu, ehe Du diese Hoffnung aufgibst.»[295] Ob Escher sich hätte überwinden können, wissen wir nicht, aber im Januar 1839, als dieser Brief ihn erreichte, war er ohnehin nicht mehr imstande, sein Studium fortzusetzen.

Eschers Vorbehalt gegen den Menschen Savigny, dem er ganz allgemein Eigennutz und unsoziales Verhalten vorwarf,[296] war sicher von dieser Enttäuschung mitbestimmt. Deswegen hätte er den Dozenten Savigny doch gelten lassen können, von dem Jakob Escher noch in seiner Biographie sagte: «Es war ein hoher Genuss ihn dozieren zu hören.» Aber Escher wäre nicht Escher gewesen, wenn ihm eine solche Unterscheidung gelungen wäre und wenn er, nach Zürich zurückgekehrt, nicht Keller gegen Savigny hätte ausspielen müssen. Blumer antwortet auf einen solchen Vergleich mit Befremden: «Mich wundert wirklich, wie Du in Bezug auf Klarheit Keller ihm [Savigny] vorziehen kannst. [. . .] in Hinsicht auf ruhige, überzeugende Klarheit der Darstellung und Mitteilung gebe ich Savigny's Vortrag den Vorzug.»[297]

Bei alle dem muss man sich aber bewusst bleiben, dass Escher weder den Dozenten noch den Menschen Savigny wirklich kennenlernen konnte, da die Erkrankung ihn ja von Anfang Dezember 1838 bis Ende März 1839 ans Zimmer fesselte.

Den besten Bericht über Eschers Krankheit und seinen Zustand erhalten wir wiederum von Jakob Escher: «[Escher . . .] beabsichtigte nun im Winter Savigny's Vorlesungen zu hören, erkrankte aber schon im Anfang Dezember an einem Übel, welches als Folge von Vollblütigkeit angesehen wurde. Heftige Fieber und Kopfschmerzen verbunden mit einer Affection des einen Auges, in dessen Umgebung sich eine eiternde Geschwulst gebildet hatte, machten ihm längere Zeit alles Lesen unmöglich und da mehrmals wenn anscheinend Besserung begonnen hatte, Rückfälle eintraten, blieb ihm am Ende nichts übrig, als bei Beginn des Frühjahrs in Begleit eines hiezu aus der Schweiz gesandten jungen Arztes[298] nach Hause zurück zureisen. Bei der ihm vom Arzte gebotenen

Unthätigkeit waren ihm natürlich Besuche sehr erwünscht und so kam es, dass fast täglich eine Anzahl Landsleute in seinem Zimmer sich versammelte, wo dann zur Unterhaltung allerlei getrieben wurde. Ausser Blumer gehörten zu den regelmässigen Besuchern namentlich auch C. L. Zwicky,[299] später Pfarrer in Obstalden und später in Bilten, ferner der Mediciner Schnebeli,[300] nachher Arzt in Baden, welcher mit seinem unverwüstlichen Humor namentlich Vieles zur Belebung der Gesellschaft beitrug.»[301]

Für die damalige Medizin, und das färbte auf die Berichte der Freunde ab, lag das Grundübel in Eschers Vollblütigkeit. Es wurde ihm denn auch einigemale zur Ader gelassen. Der moderne Medizingeschichtler dagegen kommt auf Grund der Symptome, wie sie uns in den Berichten der Freunde überliefert sind, zu einer andern, genaueren Diagnose.[302] «Nach heutigen Kriterien kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit eine akut-rezidivierende, abszedierende[303] Augenhöhlen-Entzündung diagnostizieren. Es lässt sich nicht entscheiden, ob es sich um eine Entzündung des Zellgewebes (Cellulitis orbitalis; orbita = Augenhöhle) oder um eine Osteo-Periostitis[304] orbitae handelt. Im ersten Fall müssten Infektionserreger auf dem Blutweg in die Augenhöhle eingedrungen sein, im zweiten Fall greift die Entzündung aus infizierten Nasennebenhöhlen auf die Augenhöhle über. [. . .] Die Entzündung hinter und neben dem Auge führt zu einer meist beträchtlichen Lidschwellung, sie drängt auch den Augapfel nach vorn (Exophtalmus) und schränkt seine Beweglichkeit ein, was zu Doppeltsehen führt, falls das Auge nicht geschlossen ist. Davon lesen wir in den Berichten nichts.

Anderseits kann die Infektion rückwärts auf Hirnhäute und Hirn übergreifen und zum Tode führen. Diese Gefahr war Eschers Ärzten zwar noch nicht mit unsern Begriffen, wohl aber im Prinzip bekannt.»[305]

Über die Behandlung wissen wir, neben den Aderlässen,[306] nur, dass Escher mindestens zweimal operiert wurde;[307] vermutlich handelte es sich um Einschnitte in die eiternde Geschwulst.

Es dauerte vier Monate, bis Escher seine Bewegungsfreiheit einigermassen wieder gewonnen hatte und seine Rückreise antreten konnte. Die Daten lassen sich recht genau ermitteln. Am 24. März war Jakob Escher von Berlin nach Bonn abgereist,[308] und in den Tagen danach machte es das freundlich gewordene Wetter Escher möglich, seine «fast zum Kerker gewordenen vier grauen Wände wieder einmal zu verlassen und der frischen Luft zu geniessen». Nachdem dann «eine Woche ohne schädliche Auswirkung verstrichen war», riet ihm sein Arzt zur Abreise.[309] Der Aufbruch muss also Anfang April erfolgt sein. Den Tag der Ankunft im «Belvoir» erfahren wir aus einem Brief Daniel Ecklins, den Escher

auf der Heimfahrt in Basel besuchte; es war der 11. April.[310] Als Reisebegleiter hatte ihm sein Vater einen jungen Arzt aus der Schweiz namens Streiff gesandt.[311]

Das Augenleiden, über dessen Gefährlichkeit Escher erst in Zürich genau unterrichtet wurde, war zwar überwunden und sollte sich in dieser Heftigkeit nicht mehr wiederholen. Rückfälle stellten sich aber immer wieder ein, und die damit verbundene zunehmende Sehschwäche wurde Escher, vor allem in spätern Jahren, zur immer quälenderen Behinderung.[312]

Überblicken wir Eschers beide Auslandsemester und fragen wir, was sie für sein akademisches Studium und sein menschliches Reifen abgeworfen hatten, dann müssen wir W. G. Zimmermann zustimmen, wenn er sagt: «Im April 1839 kehrte er ohne tiefergehende Studienerlebnisse und mit eher negativen Eindrükken nach Hause zurück.»[313] Natürlich spielten dabei die äussern Umstände mit, die Erkrankung bedeutete den Zusammenbruch des ganzen Auslandstudiums, die Heimkehr, nicht mehr unbedingt durch die Krankheit erzwungen, war zugleich ein Akt der Resignation. Aber nicht alles ist mit der Krankheit zu erklären. Escher hatte ein Semester in Bonn studiert, Bethmann-Hollweg war ihm zu einem eindrücklichen, im Vergleich mit seinem Vater vielleicht auch schmerzlichen Erlebnis geworden, — daneben erfahren wir fast nur von Kritik und Ablehnung. Er ging nach Berlin, — und in der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, stürzte er sich in seinen innern Hader mit Savigny. War er noch zu jung? Er war neunzehn Jahre alt und damit in dem Alter, in dem die Studenten damals eben ihre Auslandsemester antraten. Im Gegensatz zu seinen Freunden aber fehlte es ihm an Gelassenheit und Sicherheit im Umgang mit den Menschen. Schwankend zwischen biedermeierlicher Gefühlsseligkeit und forciertem, aber unklarem Geltungsdrang, fand er seine Möglichkeit der Selbstbestätigung in der Unbedingtheit des Urteils, im ausschliesslichen Ja oder Nein. Darin kann man, im Vergleich mit seinen Freunden, Unreife sehen. Denn nicht die kritische Haltung unterschied ihn von seinen Studienfreunden. Auch sie waren nicht von allen Professoren und von allen Vorlesungen begeistert, auch sie sahen die Schwächen grosser Gelehrter, aber sie versuchten immer, zu differenzieren und den ganzen Menschen zu sehen. Das gibt ihren Schilderungen im ganzen eine wohltuende Ausgeglichenheit, während Escher in seinem Eifern oft kleinlich wirkt.

Gern würde man natürlich auch nach Eschers Auslandserlebnis im eigentlichen Sinne fragen, danach, wie er weitere, offenere Landschaften und fremde Städte erlebte, danach, ob er das Bedürfnis fühlte, sich bewusst mit dem gemeinsamen deutschen Geisteserbe auseinanderzusetzen und die ganz andern Möglichkeiten des Kunst- und Theaterlebens zu nutzen. Seine Freunde geben ja immer wieder Bericht von dem, was sie ausserhalb des eigentlichen Fachstudiums treiben und

wofür sie sich interessieren, sie lesen Niebuhr, Ranke und Hegel,[314] Lessing, Jean Paul und den Naturphilosophen und Dichter Henrich Steffens,[315, 316] Jakob Escher berichtet von dem, was er unterwegs an Kunst und Architektur sieht.[317] Blumer befreit sich vor der Abreise nach Bonn zu Hause, in Glarus, ganz bewusst von der Enge des Rechtsstudiums, er schmeisst das Römische Recht des gänzlichen hinter sich und erholt sich in humaneren Studien, treibt ein wenig mittlere Geschichte und liest Herders Ideen.[318]

Wollen wir auf solche Fragestellungen eintreten, dann müssen wir zunächst ganz klar festhalten, dass uns der ohnehin spärliche Quellenstand nun fast völlig im Stich lässt. Die beiden letzten Briefe Eschers aus dem Ausland datieren von Mitte Oktober 1838. Sie sind von Berlin aus an Heinrich Schweizer und Oswald Heer gerichtet und setzen voraus, dass beide durch seine Eltern von seinen Reisen berichtet seien. Die Familiekorrespondenz ist aber, wie wir wissen, nicht erhalten, und Escher hat, im Gegensatz zu Blumer und Jakob Escher, keine Lebenserinnerungen hinterlassen. So sind wir auf ein paar wenige Fragmente aus seinen wenigen Briefen angewiesen; das darf bei der Interpretation nicht ausser acht gelassen werden. Andrerseits, wenn wir das Auslandserlebnis Eschers mit dem seiner Freunde zu vergleichen suchen, dann stehen uns dafür auch keine Familienkorrespondenzen und nur wenige Freundesbriefe zur Verfügung. Insofern ist ein gewisses Gleichgewicht doch gewahrt.

Am 20. Mai 1838 war Escher in Bonn eingetroffen, und vom 18. bis 22. Juni schrieb er seinen ausführlichen Reisebericht an Jakob Escher in Berlin,[319] gab im zweiten Teil aber auch ein Bild der Landschaft um Bonn. Neben der überstürzten Reise von vier Tagen steht also die Möglichkeit ruhigen Erlebens während eines Monats. Und doch ist der erste Teil bedeutend ausführlicher geraten. Der Grund ist einfach: die Dramatik des Abschieds, des seelischen Konflikts zwischen Heimat und Fremde, in der Episode von Bonndorf theatralisch ausgekostet,[320] entsprach Eschers Stimmung besser als die Lyrik einfühlenden Geniessens neuer, fremder Naturbilder. An den Anfang aber stellt er eine Art definitorischer, programmatischer Erklärung über den Unterschied zwischen Heimweh und Vaterlandsliebe, mit der er sich, abstrakt und voreilig, eine Grundlage für jegliche Ablehnung der Fremde schafft: «Ich suche, so viel ich kann, das wirklich kleinliche, das sich im Heimweh finden mag, zu vermeiden und nur wenn sich das Heimweh grösstentheils auf diese Kleinlichkeit bezieht, kann ich begreifen, dass man bloss in den ersten Zeiten der Trennung von der Heimath von ihm zu leiden hat. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, die all' mein Sinnen und Trachten erfüllt und durchdringt, wäre dann kein Heimweh, denn diese wird mir gewiss bleiben, so lange ich immer vom Vaterlande getrennt sein werde. Und diese Sehnsucht lässt mich immer ganz einstimmen in deinen Ausruf, dass du

den Tag den schönsten deines Lebens nennen werdest, da du zum ersten Male wieder unsere Berge in ihrer ganzen Herrlichkeit schauen kannst.» Dieser allzufrüh beschworenen Vaterlandsliebe entspricht es denn auch, wenn ihn die vorüberfliegenden, wechselnden Landschaften immer wieder zu Vergleichen mit schweizerischen Landschaften herausfordern; und diese Vergleiche fallen nie zu Gunsten der deutschen Landschaft aus. Keine jugendliche Begeisterung über all das Neue und Andere will ihn hinreissen, Kritik und Abwehr herrschen vor. Der vorausgereiste Blumer war da offener und spontaner: «Meine Reise ... war in jeder Beziehung schön u. genussreich u. wird mir noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben.» [321] Und die gleiche Fähigkeit, sich unvoreingenommen dem Erleben hinzugeben, spricht aus dem Bericht über seine Rückreise von Berlin: «Seit dem ich Berlin den 16. August verlassen, hat eine lange u. sehr intressante Reise, von der ich erst gestern früh hier im elterlichen Hause eingetroffen bin, mich ziemlich bedeutend verändert ... Merkwürdige Städte, schöne Gegenden u. meistens gute Gesellschaft trafen hier zusammen, um mir diese Reise äusserst angenehm zu machen.» [322]

Ruhiger gerät dann Eschers Schilderung der Umgebung von Bonn. Sie kann den etwas pedantischen Stil von Reiseführern allerdings nicht abstreifen, so wenig wie das Bedürfnis nach Gegenüberstellungen, die geradezu peinlich wirken können. Den Drachenfels, einen Bergkegel des Siebengebirges, der sich als kolossale Wand an die dreihundert Meter über den Rhein erhebt, vergleicht Escher mit dem Tourbillon in Sitten und fährt dann fort: «Was aber die Aussicht vom Drachenfels anbetrifft, so darf ich, und wenn sie die Deutschen auch noch so sehr in den Himmel erheben, an die Parallele mit Tourbillon nicht mehr denken. Man mag auf dem Drachenfels wohl weiter sehen, aber am Ende läuft alles in eine eintönige Ebene aus. Wie unendlich verschönern nicht jede Aussicht die Schneeberge! Wie geheimnisvoll schliessen sie nicht den Horizont.» Es lässt sich schwer denken, dass dieser forcierte Heimwehschweizer in Berlin noch gelernt hätte, sich den weiten Horizonten zu öffnen, auch wenn ihn das Schicksal nicht für vier Monate in die vier grauen Wände seines Zimmers eingeschlossen hätte.

Zu differenzierteren Betrachtungen führt uns die Frage nach Eschers Auslandserlebnis im enger gefassten kulturellen Bereich. Mochten deutsches und schweizerisches Nationalverständnis auch noch so weit auseinanderstreben, das Geisteserbe und die Teilhabe an der lebendigen Kultur waren fraglos gemeinsamer Besitz. Wie also immer Eschers Urteil ausfiel, es konnte kein blosses Urteil aus Vaterlandsliebe und Abweisung der Fremde sein. Was wir allenfalls fassen könnten, wenn uns ein solches Urteil vorliegen würde, wäre Eschers Verhältnis zu Kunst und Kultur überhaupt.

Es gibt eine einzige Stelle, die uns hier aufhorchen lässt. Auf seiner Reise nach Bonn musste Escher in Mannheim Aufenthalt machen und berichtet darüber: «Ein wahrer Genuss war mir aber die damals in Mannheim aufgestellte Kunstausstellung, 4 Stunden verweilte ich dort und würde dir gerne einige der schönsten Gemälde beschreiben, wenn ich nicht schon die Erfahrung gemacht hätte, dass sich Gemälde ebensoschwer beschreiben lassen als Musik.» Ein einziger Satz, der Erwartungen weckt und sie gleich wieder zerstört; in Wirklichkeit erfahren wir nichts.

Ein allzu rasches, voreiliges Urteil könnte Escher und seinem Verhältnis zur Kunst aber doch Unrecht tun. Abgesehen vom Vorbehalt der dürftigen Quellenlage, müssen wir uns bewusst sein, dass der im Luxus des «Belvoir» Aufgewachsene mit darstellender Kunst nicht unvertraut sein konnte. Und dass der Bruder der immerhin begabten und geschätzten Malerin Clementine Escher[323] auch ein gewisses Urteil hatte, dürfen wir voraussetzen. Dazu kommt, dass Escher sich in seiner Jugend selbst zeichnerisch-skizzierend betätigte. Natürlich trat er damit nicht aus einer Zeitmode heraus, das Skizzenbuch war immer noch die einzige Möglichkeit, Natur- und Reiseeindrücke festzuhalten. Aber, und das ist doch bemerkenswert, Escher trieb sein Skizzieren über Jahre hinweg mit Freude, und das Urteil seiner Freunde war anerkennend. Jakob Escher, im Aufnehmen und Wiedergeben gerade künstlerischer Eindrücke so spontan und sensibel, bezeugt immerhin, dass Alfred Escher im Zeichnen von Landschaftsbildern «mehr Fertigkeit besass als ich».[324] Escher selbst schreibt aus einem Kuraufenthalt in Appenzell, sein Skizzenbuch und die Unterhaltung mit «diesem reinen Naturvolke» sei seine Erholung;[325] und Carl Sinz, auf diesen Kuraufenthalt Bezug nehmend, ist begierig, gelegentlich zu vernehmen, was Escher von dieser wahrhaft idyllischen Landschaft in sein Album aufgenommen habe.[326]

Nicht ganz selbstverständlich ist es schliesslich, dass sich Escher, während einer ermüdenden Reise, die Zeit nahm, vier Stunden in einer Ausstellung zu verbringen; und es war ihm «ein wahrer Genuss».

Warum dann aber dieses Zurückschrecken vor jeder Mitteilung darüber, was er damals in Mannheim eigentlich gesehen habe? Die Begründung, «dass sich Gemälde ebensoschwer beschreiben lassen als Musik», ist ja mehr als nichtssagend. Abgesehen vom schiefen Vergleich zwischen darstellender Kunst und Musik, wäre es gar nicht um eine Beschreibung von Gemälden gegangen. Was der Empfänger des Briefes, eben Jakob Escher, erwarten durfte, war ja nur eine Auskunft darüber, was eigentlich ausgestellt war, welches Eschers Eindrücke waren und, allenfalls, was sie ihm bedeuteten. Hier stossen wir aber an eine Grenze von Eschers Persönlichkeit. Wenn wir recht sehen, wurde ihm Kunst, auch wenn er mit ihren Äusserungen vertraut war, nie zum Lebenselement,

zutiefst fehlte ihm das Bedürfnis, sich mit ihr auseinanderzusetzen, sie zum Gesprächsstoff zu machen. Eschers Freunden war dieser Zwiespalt offenbar bewusst, und ihr Wissen schlug sich in eigenartig schonenden Formulierungen nieder. Wenn Jakob Escher 1843 von Paris nach England geht, um das dortige Gerichtswesen zu studieren, schreibt er nach vierzehn Tagen seinem Freund, der sich damals auch in Paris aufhielt, er habe sich bisher darauf beschränkt, die äussern Merkwürdigkeiten der grossen Hauptstadt, des Mittelpunktes des Welthandels zu sehen; «aber wie wenig Befriedigung ein schnelles Durchlaufen namentlich von Kunstsammlungen gewährt, weisst Du zur Genüge aus Erfahrung». Dafür berichtet er über die Kathedrale von Amiens, vergleicht sie mit der Kathedrale von Chartres und gibt seinem Freund den vielsagenden Hinweis: «Überhaupt empfehle ich Dir im Vorbeigehen, bei Deinen projektirten Ausflügen Chartres ja nicht zu vergessen.» [327]

Blumer gar wird den Freund in Paris ganz ausdrücklich von der Verpflichtung dispensieren, in seinen Briefen auch über Kunst zu berichten. Was er erwarte, seien Berichte über Menschen aller Stände, mit denen Escher Umgang finde, über seine wissenschaftlichen Arbeiten und über seine geselligen Vergnügungen. «Nicht, als ob ich nicht auch gespannt wäre auf den Eindruck, den alles einzelne Grossartige, was namentlich die Künste in Paris bieten mögen, auf Dich machen wird; — wenn Dir Raum u. Zeit dazu übrig bleiben, so schreibe mir auch hievon; — wenn Du aber, wie ich nicht bezweifle, schon von jenen Gegenständen mehr als genug zu erzählen hast, so verspare dies lieber auf mündliche Besprechungen nach Deiner Rückkehr.» [328]

Zwar ist die Basis, von der aus wir urteilen, recht schmal. Aber mit nicht viel mehr Material erhalten wir von Blumer den Eindruck eines kritisch beobachtenden und besonnen urteilenden, eines weltoffenen und weltfreudigen jungen Mannes. Jakob Escher, der ausgesprochen kulturell Interessierte, breitet in auch nur zwei Briefen aus Bonn eine Fülle des Erlebens vor uns aus. Im ersten Brief schildert er die Reise von Berlin nach Bonn. Er weist auf den Besuch der «durch Lessing berühmten Bibliothek» in Wolfenbüttel und auf die Gemäldesammlung in Kassel hin; in Frankfurt besuchte er unter anderm das Städelsche Kunstmuseum und äussert sich knapp, aber mit Kenntnis, über zwei Gemälde von Karl Friedrich Lessing. [329] Im zweiten Brief berichtet er über einen Ausflug nach Köln, macht sich im Wallrafschen Museum seine Gedanken über die Düsseldorfer und die Münchner Schule und erwägt, zweifelnd und doch wieder zustimmend, die Wünschbarkeit einer Vollendung des gotischen Doms. [330] Dass von Alfred Escher keine ähnlichen Briefe vorliegen, die in irgendeiner Art das Erlebnis einer andern Welt einfangen und widerspiegeln, das liegt nicht nur am Quellenstand. Als er Mitte Oktober 1838 seine beiden umfänglichen Briefe an Hein-

rich Schweizer[331] und Oswald Heer[332] schrieb, an seine beiden klassisch gebildeten Hauslehrer, von denen er annehmen durfte, sie seien an seinen Bildungserlebnissen interessiert, da lagen seine Reisen in die Niederlande und in den Rheingau und dann die Fahrt von Bonn nach Berlin gerade hinter ihm; jetzt befand er sich in der preussischen Hauptstadt, die ihm doch auch vieles versprechen musste. Und doch spricht keiner der beiden Briefe von den noch ganz frischen Erlebnissen oder von den neuen Erwartungen. Für die Reisen wird Schweizer auf die Mitteilungen der Eltern verwiesen, Heer erhält eine ausführliche und kenntnisreiche Schilderung des naturhistorischen Museums von Leiden und seiner Bestände. Im übrigen spricht Escher über seine Eltern, über Bethmann-Hollweg und Savigny, über die deutschen Burschenschaften und Korps; oder über Heers Heirat, über das Heimweh, über die Unterkunft in Berlin und die Schweizer Studenten, über die naturwissenschaftlichen Kollegien in Bonn. Der enge Kontakt Schweizers und Heers mit dem «Belvoir» kann das nicht erklären. Schweizer war damals Pfarrer in Schwerzenbach, Heer hatte geheiratet und lebte nicht mehr im «Belvoir». Beiden hätte Escher vieles über all das Gesehene und Erlebte mitteilen können, wenn er davon wirklich erfüllt gewesen wäre. Aber seine Alltagsprobleme waren ihm wichtiger.

So fügen sich die Beobachtungen zum Bild eines jungen Menschen zusammen, der sich nicht aus der trügerischen Geborgenheit einer allzu eng gefassten Heimat lösen konnte, der sich in vaterländisch-sittlich verbrämter Abwehr und Überheblichkeit dagegen wehrte, neue Eindrücke aufzunehmen und sein Weltbild zu erweitern. Ohne jede Notwendigkeit beschwor er in jedem Brief die Bilder von Elternhaus und Heimat, ohne jede Notwendigkeit mass er, mit vermeintlicher, aber doch nur pedantischer Überlegenheit, die Fremde an der Heimat. Wenn es für all das eine Notwendigkeit gab, dann lag sie nur in ihm selbst, in seiner Unsicherheit, in seinem Mangel an menschlichem Zugang. So warf das Studium im Grunde genommen wenig für ihn ab, so wirkt er im Erleben der Fremde stumpf und verschlossen, wo seine Freunde, auch ihrerseits nicht ohne kritische Haltung, aber mit jugendlicher Aufgeschlossenheit und mit Freude, prüften und entdeckten. Vielleicht dachte Jakob Escher an all das, als er von Bonn aus dem ins «Belvoir» zurückgekehrten Freund jenes freundlich-einfühlsame Bild der wiedergefundenen Heimat, des «Belvoirs» und des Zürichsees, skizzierte, dann aber weiterfuhr: «Nur noch das: es ist in mir gar kein trauriges krankhaftes Sehnen nach der Heimath, vielmehr eine frohe Vorempfindung der einstigen Freuden, wenn ich oft mir recht lebhafte liebe Bilder aus dem Vaterlande vor die Seele zu rufen suche. Ich geniesse das Schöne, was ich jetzt und hier finde, und denke dabei, wie viel Schöneres mich in der Zukunft erwarte, wenn Natur, Freunde und Verwandte mir weit manigfaltiger und beständiger zu Gebote stehen, als jetzt.»[333]

3. Die Welt des «Belvoir»

a) Die Heimkehr

Nach dem ursprünglichen Studienplan wollte Alfred Escher, zusammen mit Blumer, zwei Semester in Berlin verbringen; er kehrte im April 1839 also vorzeitig nach Hause zurück. Dieser Entscheid stand offenbar schon im Januar fest, als der Vater Oswald Heer berichtete, Alfred werde wohl im Frühling nach der Schweiz kommen. Heinrich Escher begründete die frühe Heimkehr nicht in erster Linie mit Alfreds Krankheit; gewichtiger klingt seine Bemerkung: «Sicher scheint es zu seyn dass ihn [Alfred] die Berliner überhaupt nicht angesprochen haben — es werden ihn aber keine Grossstädter auch Wiener, Pariser, Neapolitaner nicht einmal Londoner ansprechen, so wie sein Gemüth ist.»[334] Diese Formulierung muss wohl auf briefliche Äusserungen Alfreds zurückgehen. Von ihm selbst wissen wir, dass es ihn nicht die geringste Mühe kostete, Berlin zu verlassen, und dass er das nicht bloss auf die Rechnung seiner freilich ausserordentlichen Umstände — doch wohl seiner Krankheit — setzte. Mit Schmerzen liess er nur seine Freunde zurück.[335]

Das alles klingt recht unbestimmt, ist nicht eigentlich zwingend. Und tatsächlich wird man den Eindruck nicht los, dass Eschers Heimkehr alle Züge der Enttäuschung, des Abbrechens, der Flucht in sich trägt.

Gründe für diese Enttäuschung lassen sich leicht namhaft machen. Das Studium hatte Escher bisher, nicht ohne seine eigene Schuld, für die allgemeine Bildung kaum etwas, für die wissenschaftliche Schulung vielleicht doch zu wenig gebracht. Bethmann-Hollweg allein hatte vor seinen Augen Gnade gefunden, und da mochte der Unterschied zu Keller denn doch zu gering sein; zu Savigny aber hatte er sich den innern Zugang selbst verbaut. Ein beglückendes Erleben des Auslandes hatte nicht stattgefunden, er hatte keine neue Welt, sei es äusserlich-sinnlicher, sei es innerlich-geistiger Art entdeckt, alles drängte ihn zurück, in die Heimat. Gagliardi spricht von seiner «Sprödigkeit im Erfassen des Fremden».[336] Die Krankheit schliesslich mag ihm vollends die Kraft und die Geduld zum Ausharren gebrochen haben.

Zu allem aber kam noch ein Weiteres, das zwar im Ausland geschah, das aber mit dem Ausland selbst nichts zu tun hatte. Man muss sich daran erinnern, mit welchen Hoffnungen, mit welchem Glauben Escher der Fremde gegenüber sein jugendliches Idealbild der Freundschaft beschworen hatte. Man muss sich an sein Bild von der täglich grösser werdenden Zahl der sich um ihn sammelnden Freunde, von der gemütlichen Familie, die er mit Sinz, Zwicky und Blumer in Berlin bilden wollte, erinnern und an seinen Ausruf: «Ach, was wäre mein Leben namentlich auch jetzt, wenn ich keine Freunde hätte.»[337] Von Carl Sinz[338] aber,

dem Studenten der Medizin und sensiblen Beobachter, erhielt Escher, kaum ins «Belvoir» zurückgekehrt, das Urteil: «So kann ich Dir nicht sagen, wie wohl es mir für Dich ist, Dich wieder in dem Schoosse der Deinen zu wissen, wo ich Dich aus mehrern Gründen doch für viel besser aufgehoben halte als in unserer Mitte. Du warst nicht glücklich . . .»[339] Das ist, in schonungsvoller Formulierung zwar, die Sicht der andern Seite: Escher nicht als Zentrum, sondern als Aussenseiter. Die Andeutung kann sich nur auf Entfremdungen und Konflikte beziehen, die sich zwischen Escher und seinen Freunden aufgetan hatten. Es scheint, dass sie für Eschers innere Reifung doch wesentlich waren. Sie lehrten ihn, über sich selbst nachzudenken und sich seinen Freunden gegenüber mit Selbstkritik auszusprechen; die Briefe Pölchaus und Blumers sprechen sich darüber geradezu mit Rührung aus. Sie führten ihn aber auch, mit Blumers Hilfe, zu einem neuen, realistischeren Verständnis der Freundschaft.

Die Konflikte, um die es hier geht, konnten eher oberflächlicher Art sein, wenn sie Eschers unsicherem und dann offenbar rasch rechthaberischem und verletzendem Wesen entsprangen. Das konnte zum Bruch führen, eine Versöhnung war aber nicht ausgeschlossen; nur musste Escher dann auch sehr offene, harte Urteile entgegennehmen. Von beidem erfahren wir in einem Brief Pölchaus, der allerdings bereits die Antwort auf einen Versöhnungsbrief Eschers war. Auf der Ferienreise in den Rheingau waren Blumer und Escher nicht nur von Behn-Eschenburg,[340] sondern auch von Pölchau und möglicherweise von Dubois begleitet worden. Dabei kam es vor der antiken Igeler Säule[341] zu einer Auseinandersetzung, in der Escher, nach Pölchaus Worten, «eine Meinung, worin ich Dir widersprach, mit einem Tone» widerlegte, «mit einem Zug um den Mund, wie ich beides schon einmal an Dir gesehen zu haben meinte, damals, als das Verhältniss zwischen Dir u. Dubois sich löste . . . Ich fühlte mich tief verletzt». Die Freundschaft mit Dubois war offenbar zerstört, das Verhältnis zwischen Escher und Pölchau liess sich durch die schriftliche Aussprache wieder herstellen; aber offen sprach Pölchau es aus, dass Escher ihn nicht nur dieses eine Mal verletzt habe, sondern dass er sich immer wieder von seinem Selbstgefallen, seinem Egoismus, seiner Eitelkeit, von so mancher kleinlichen Regung des Ehrgeizes zurückgestossen fühlte.[342]

Ganz anderer Art war die «betrübende Wendung», die das Freundschaftsverhältnis zwischen Blumer und Escher schon in Bonn nahm und unter der die beiden Freunde offenbar bis in die letzte Berliner Zeit litten.

Die beiden hatten sich im Zürcher Studienjahr 1837/38 zueinander hingezogen gefühlt, und im Briefwechsel, der vor der Abreise nach Bonn zwischen Zürich und Glarus hin und her ging, schlossen sie mit Worten, die «offen u. ungeschminkt zum Herzen» sprachen, einen Freundschaftsbund, in dem, nach einem

Ausdruck Blumers, «Zwei gleichsam nur Ein Leben leben».[343] Diesem hohen Anspruch zu genügen, waren die beiden Charaktere zu ausgeprägt, es kam zur Enttäuschung und Erkaltung, und als Escher am 11. April wieder in Zürich eintraf, vergrub er sich im «Belvoir» und gab Blumer weder von seiner Reise noch von seinem Ergehen Nachricht. Gegen Ende Mai bemühte sich dann Blumer von Berlin aus, den Faden wieder zu knüpfen, in der ihm eigenen Art, indem er das Schmerzliche mutig, aber taktvoll, beim Namen nannte und gerade dadurch den Weg zu einer neuen Verständigung wies. «Mir ist es wichtig», schrieb er, «dass eine mich so tief in meinem ganzen Seyn u. Leben berührende Verbindung, wie die unsrige, nicht spurlos verschwinde, sondern immer frisch erhalten werde. Unser Verhältnis zu einander hat freilich, wenn wir es uns offen gestehen wollen, eine betrübende Wendung genommen; denn betrübend ist es doch wohl zu nennen, wenn zwei sich liebende Jünglinge, die sich begeistert auf's engste an einander anschlossen, alles Göttliche u. Menschliche miteinander theilen u. zur innigsten Gemeinschaft für's ganze Leben sich verbinden zu können glaubten, nachher mit Bedauern wahrnehmen, dass die Natur sie doch weit weniger ähnlich geschaffen, als sie sich eingebildet hatten, dass jenes zarte Band vertrautester Freundschaft nicht würde unter ihnen bestehen können. Eine peinliche Spannung tritt dann unter ihnen ein, u. schwer ist es, an die Stelle des zerrissenen ein angemesseneres Verhältnis zu setzen. Doch irre ich nicht, so haben wir dieses in der letzten Zeit unsres Zusammenlebens gefunden; wir haben eingesehen, dass, wenn auch so manche Verschiedenheit in Denkart u. Sinnesweise ein so enges Verhältniss, wie wir es in Bonn einen Augenblick festzuhalten suchten, unter uns nicht zulässt, wir doch durch manches andre Gemeinschaftliche immer noch hinreichend vereint u. verbunden werden, um uns als befreundet betrachten zu können.»[344]

Damit hatte Blumer es klar ausgesprochen: Was nach dem Scheitern der romantischen Jugendfreundschaft blieb, war ein «angemesseneres», und das heisst doch wohl realistischeres Verhältnis, das auf Zuneigung gründete, aber geschützt war durch Anerkennung des je andern Wesens. Auf dieser Grundlage der beidseitigen Autonomie erwuchs in der Folge tatsächlich das innige und vertrauensvolle Freundschaftsverhältnis, das ungebrochen bis zu Blumers Tod dauerte.

An welchen Themen und Streitpunkten sich die verschiedenen Auffassungen von Blumer und Escher schieden, erfahren wir nicht im einzelnen. Dagegen ist ausführlich von einem Wesenszug Eschers die Rede, der in der Zeit des Auslandaufenthalts offenbar ungehemmt zum Ausdruck kam und die Freunde tief beunruhigte: das Auseinanderklaffen, das unverbundene Nebeneinanderstehen von Verstand und Gemüt. In seiner Antwort auf Blumers Brief der Klärung und Ver-

söhnung kam Escher selbst auf dieses Problem zu sprechen, was beweist, dass es unter den Freunden im Gespräch war.

Blumer antwortete auf diesen Brief Eschers, der ja wie alle andern im Brand von Glarus unterging, sehr eingehend und sagte ihm unter anderm: «Den Unterschied, der zwischen uns beiden besteht in Bezug auf das Verhältniss von Verstand u. Gemüth zu einander, hast Du gewiss sehr richtig u. treu dargestellt. Auch mir ist oft an Dir die scharfe Trennung beider Elem[en]te aufgefallen, um so mehr, da sonst die Erfahrung lehrt, dass aus solcher Scheidung ein Kampf entsteht, in dem zuletzt das eine durch das andre verdrängt wird; bei Dir ist dies nun freilich durchaus nicht der Fall, sondern Du hast vielmehr darin das Mittel gefunden, beide in ihrer ungehinderten Selbstständigkeit um so freier u. lebendiger zu entwickeln, aber ich glaube auch, dass Du jenes trennende Prinzip gewiss nicht konsequent wirst durchführen können, ohne auf Extreme zu gerathen, die Dir nimmermehr zusagen können. Die nähere oder entferntere Beziehung beider Elemente aufeinander kann gewiss nach den Individualitäten sehr verschieden u. dabei der Eine so glücklich seyn wie der Andre; aber eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander . . . erscheint mir bei der ungetheilten u. untheilbaren Natur unsres Geistes als etwa so unnatürliches, dass ich mir kaum eine Vorstellung davon machen kann. So nehme ich denn auch gerne an, dass jener Unterschied, auf welchen gewiss die meisten unter uns vorgekommenen Differenzen, als auf ihren Grund, sich zurückführen lassen, doch nicht so bedeutend seyn kann, als man bei der ersten Betrachtung etwa glauben möchte.» Aus dieser Überlegung zieht Blumer den Schluss, dass ein engeres freundschaftliches Verhältnis unter ihnen nicht verunmöglicht sei, und lenkt dann ein in eine Unterscheidung zwischen jugendlicher Freundschaft, die, aus ihrem Bedürfnis nach Gemeinsamkeit heraus, die Erwartungen gern überspanne, und der reiferen Auffassung, «dass auch weniger ähnliche Naturen sich lieben können, wenn sie nur in der Grundrichtung des Lebens übereinstimmen». Und er schloss mit einer Apotheose, welche die menschlichen Schwierigkeiten im sittlichen und vaterländischen Ideal auflöst: «Und so wollen wir denn freudig . . . auf ein eifriges Streben nach Wahrheit, auf ein unerschütterliches Festhalten am Guten u. Sittlichen u. auf dem feurigen Wunsch, zum Heile des Vaterlandes einst endlich unser Schärflein beizutragen — unsre neu befestigte Freundschaft gründen, die unser Verstand billigt, wie unser Gemüth sie uns eingiebt!» [345]

So wie Blumer, beschäftigt sich auch Carl Sinz in seinen Briefen immer wieder mit diesem Auseinanderstreben von Verstand und Gefühl in Eschers Wesen, mit der Wendung allerdings, dass er, geprägt von seiner Beschäftigung mit der Naturphilosophie, Escher eindringlich vor den Gefahren eines einseitigen Rationalismus warnte. Ihm verdanken wir die Bestätigung dafür, dass Escher seine

Entwicklung ganz klar sah und sie auch selbst formulieren konnte. Und ihm verdanken wir schliesslich das einzige überlieferte Beispiel für Eschers Art, Fühlen und Denken zu sondern und aufeinanderprallen zu lassen, in einer Formulierung, die uns in ihrer Verstiegenheit das Befremden und Erschrecken der Freunde verstehen lässt. «Mein Herzensfreund bist Du noch», schreibt Sinz, «aber bange ist es mir doch vor dem Urtheilsspruche den Du selbst letzten Sommer [also 1838, noch von Bonn aus] in einem Briefe an mich gefällt: ‹So Freund betrachte ich unsere Freundschaft, den Weg zum Himmel haben wir aus freien Stücken eingeschlagen, wir fanden uns auf demselben, wir wanderten traulich die Eine Bahn, aber wenn einer von der Bahn abweichen würde, so dürfte ihm der andere nicht folgen; — da hört die Freundschaft auf, denn dem Himmel treu zu sein, ist eine höhere Pflicht. Wer schaudert aber nicht vor dem Abgrunde in den man stürzt, wenn man den Himmel u. den Freund verloren!›» [346]

Die Enttäuschungen des Auslandaufenthalts verfolgten Escher in die Heimat wie das ernüchternde Erlebnis der Entfremdung von den Freunden; erst von Zürich aus kam es ja zu den schriftlichen Aussprachen mit Blumer und Sinz, die den «Ehrgeizigen und Eiteln», die den innerlich Zerrissenen zum Nachdenken über sich selbst, zur Stellungnahme, wohl auch zu Deutungen und Rechtfertigungen zwangen. Escher zog sich in dieser Zeit so weitgehend in die Welt des Elternhauses zurück, dass Blumer sein leises Befremden nicht unterdrücken konnte.[347] Aber das Bedürfnis nach Schonung und Besinnung verflüchtigte sich allmählich, und dann wird immer deutlicher, dass sich ein neuer Abschnitt seines Lebens auftat. Das «Belvoir», in dem er mit seinem ganzen Fühlen verwurzelt war, verliess er vorläufig allerdings nicht mehr. Das gibt uns Anlass, uns dieser Welt des «Belvoir» etwas eingehender zuzuwenden.

b) Die Familie im «Belvoir»

Wir sind über die Menschen, die seit 1831 das neuerbaute «Belvoir» bewohnten, über ihr familiäres und, soweit man davon sprechen kann, ihr gesellschaftliches Leben knapp ausreichend, aber keinesfalls gut unterrichtet. Das kann weder überraschen noch erstaunen. Zürichs Gesellschaft, bürgerlich seit Jahrhunderten, seit der Reformation geprägt durch das Ethos der Sittenstrenge und der Arbeit, ausgenommen vielleicht die Geniezeit des ausgehenden Ancien Régime, — diese Gesellschaft spiegelt sich weder in Briefwechseln noch in Tagebüchern oder Lebenserinnerungen, die, über den privaten Anlass hinaus, durch die Auseinandersetzung mit Menschen und Zuständen literarischen Rang beanspruchen könnten.

Für Heinrich Escher stehen uns drei Gruppen von Quellen zur Verfügung: Oswald Heers Freundesgaben von 1857, die aber nach der Schilderung der fran-

zösischen und amerikanischen Zeit eher unergiebig wird, Eschers russische Briefe der Zürcher Zeit, psychologisch fesselnd für sein Verhalten in einer menschlichen Extremsituation, und schliesslich, für die Zeit im «Belvoir», einige Briefstellen, unter denen wiederum Heers Berichte an seine Eltern am aussagekräftigsten sind. Sie sprechen sich über einen Menschen aus, der mit 55 Jahren seinen Ruhesitz bezogen hatte und dort ein Alter verbrachte, das mit den Abenteuern und Stürmen der Jugendzeit fast nur noch durch die Erinnerung verknüpft war.

Dabei war Escher seinerzeit an Weltläufigkeit den meisten Zürchern wohl weit überlegen. Seine Geschäftstüchtigkeit und sein kulturelles Interesse hatten ihn mit den führenden Kreisen des kaiserlichen Frankreich und des republikanischen Amerika zusammengebracht. Nach Heer stand er in «freundschaftlicher Berührung» mit Washington und Jefferson, in Amerika lernte er auch den «edlen Polen Kosciusko»[348] kennen. Von seinen Verbindungen zur Londoner Hochfinanz und zu führenden europäischen Staatsmännern war schon die Rede,[349] wobei allerdings offenbleiben muss, welches Gewicht all diese Bekanntschaften bei der Gegenseite hatten.

Seit 1820 vernehmen wir von so prominenten Beziehungen nichts mehr. Dafür spann Heinrich Escher ein Netz weltweiter wissenschaftlicher Verbindungen, die ihm erst den Aufbau seiner bedeutenden Insektensammlung ermöglichten. Schon in Amerika und Frankreich hatte er mit dem Ankauf von Beständen und Sammlungen begonnen, von Zürich aus nahm er den Kontakt mit einer Unzahl von Fachleuten auf, mit Sammlern und Händlern. Er sammelte Insekten nicht nur aus ganz Europa bis hinauf nach Finnland und Lappland, er liess sich aus der ganzen für ihn erreichbaren Welt beliefern, aus Nord- und Südamerika, aus Ägypten, Madagaskar und den Kapgebieten, aus Indien wie aus Wolhynien und Sibirien.[350] Als die Escher-Zollikofersche Sammlung 1858 in den Besitz des Eidgenössischen Technikums überging, umfasste sie über 22 000 Insektenarten in 66 300 Exemplaren.[351]

Natürlich war Eschers Sammlung das Werk eines leidenschaftlichen und zahlungskräftigen Liebhabers. Aber er war nicht nur Sammler, er wollte seine Sammlung auch wissenschaftlich erschliessen und der Wissenschaft zur Verfügung stellen. Seit er ins «Belvoir» gezogen war, suchte er einen geeigneten Bearbeiter, und er fand ihn im jungen Glarner Pfarrer Oswald Heer, der seit 1832 während sieben Jahren an dieser Aufgabe arbeitete und doch gestehen musste: «Die Masse des Materials war aber so gross, dass nur die Sammlung der Coleopteren [Käfer] durchgearbeitet und geordnet aufgestellt werden konnte und dadurch für wissenschaftliche Arbeiten zugänglich wurde.»[352] An dieser Arbeit und durch Heinrich Eschers Rat und Förderung wurde Heer zu einem der

Heinrich Escher-Zollikofer (1776—1853), der Vater von Alfred Escher.
Anonymes Ölgemälde, um 1840.
(Nach einer Photographie in der Zentralbibliothek Zürich).

bedeutendsten Naturwissenschafter, die die Schweiz hervorgebracht hat. Escher seinerseits öffnete seine Sammlung in liberalster Weise den Entomologen des In- und Auslands.

Als Oswald Heer, mit wenig über 22 Jahren, im Januar 1832 im «Belvoir» eintraf, lernte er in Heinrich Escher einen Menschen kennen, zu dem er rasch Vertrauen fasste, der ihn aber als ausgeprägte Persönlichkeit auch beeindruckte und fesselte. In seinen ersten Briefen nach Hause versuchte er diese Persönlichkeit in ihren wesentlichsten Zügen zu umreissen. Zweierlei fiel ihm damals auf. Escher war ein Mensch, der gar weit in der Welt umhergekommen war und vieles erfahren und gesehen hatte, dessen Unterhaltung daher sehr belehrend war.[353] Nur hatte dieser Mensch zwar durch Talent und Fleiss grosse Reichtümer erworben, er hatte die Menschen aber mehr von der schlechten Seite her kennengelernt. Sein «Hauptpunkt» war nun: Ruhe. «In seinem Alter tritt die Καταπαυσις[354] ein. Sein höchstes Glück ist, ruhig in seinem prachtvollen Hause zu wohnen, u. seine herrlichen Anlagen zu verschönern. Alles was ihn in dieser Ruhe stören kann, ist ihm ein Greuel.»[355] Nach einer Bekanntschaft von gut zwanzig Jahren versuchte Heer eine knapp zusammenfassende Würdigung des nun Verstorbenen zu geben,[356] «um mit einigen Worten anzudeuten, was er mir gewesen ist». Die reiche Welterfahrung und Menschenkenntnis Eschers liess er als eine gültige Möglichkeit stehen: «In Escher trat mir die reiche und gereifte Erfahrung des Lebens entgegen; er zeigte mir die Welt im Gewand der Wirklichkeit.» Escher hatte ganz die feinen und gefälligen Lebensformen der gebildeten Pariser Welt angenommen und bewahrt, aber er verband mit den feinen Lebensformen eine «tiefe Gemütlichkeit».[357] Dabei war sein Temperament leicht erregbar, seine Empfindungen waren tief und mächtig. Sie rissen ihn etwa mit fort, wenn eine ihm teure Person oder Sache angegriffen wurde; aber seine Herzensgüte glich alles wieder aus. Ein Bedürfnis nach gesellschaftlichem Umgang hatte er nicht mehr, «Gesellschaften besuchte er selten und in seinen späteren Jahren nie mehr».

Das Bedürfnis nach Ruhe scheint auch Heinrich Eschers Verhältnis zur Politik geprägt zu haben. Der Einzug ins «Belvoir» fiel mit dem Sturz der Aristokratie, dem liberalen Umschwung und der Annahme der neuen Verfassung durch das Zürcher Volk am 20. März 1831 zusammen. Die revolutionären Ereignisse in Zürich und einem grossen Teil der Schweiz konnten einen «leicht erregbaren» Menschen wie Heinrich Escher nicht gleichgültig lassen. So wurde denn auch im «Belvoir» leidenschaftlich diskutiert, in einer Art, die dem unpolitischen Heer den Seufzer abrang: «Die Politica, die Politica, [. . .] wenn etwas Misshelligkeiten zwischen Hr. Escher und mir bringen könnte, so wäre es die fatale Politik.»[358] Dabei war Escher nicht das, was man einen politischen Kopf nennen könnte. Die liberale Mündigkeit des Volkes war ihm tief verdächtig, er fürchtete, die Schweiz

werde sich nun selbst zugrunde richten, «weil sich das Volk durch seine niederträchtigen Schmeichler verblenden liess wobey es nur Nachtheile finden wird».[359] Aber seine Abneigung galt doch in auffallender Weise eher einer Zeit, aus der er herausgefallen, einer Generation, die ihm unheimlich war. Er hatte im «Belvoir» ein Lehenhaus,[360] in dem dann Heer einquartiert wurde; einen Lehenmann aber wollte er nicht mehr haben, «indem er wahrscheinlich — zu dieser so volksmündigen Zeit — wenn ich einen hätte — mein Vormund werden wollte u. mich ganz einfach (nach heutzutägiger Sitte) als einen 55 Jahr alten Dummkopf ansähe in welchem die Weisheit (wenn je etwas der Art darin gewesen) schon längst verrochen wäre!»[361] Heer führt solche Stimmungen ausdrücklich weniger auf aristokratisches Wesen als auf Eschers Enttäuschungen und auf sein Ruhebedürfnis zurück.[362]

Deutlich nahm Escher gegen den Radikalismus Stellung, der liberalen Komponente der Regeneration dagegen sprach er auch gute Seiten nicht ab. So konnte er sich im Zusammenhang mit dem Straussenhandel ohne weiteres auf die Seite von Regierungsrat Dr. Hegetschweiler schlagen, dem wohl einflussreichsten Redner auf dem Ustertag, der sich seit dem Umsturz aber vom Radikalen zum vorsichtigen, auf alle Seiten vermittelnden Liberalen gewandelt hatte. Von der radikalen Presse wurde Hegetschweiler mit zunehmender Schärfe angegriffen, und als er mit seiner Ablehnung der Berufung von David Friedrich Strauss im Regierungsrat in der Minderheit blieb, reichte er im Januar 1839, verletzt, enttäuscht und entmutigt, seine Demission ein.[363] Eschers Reaktion, in einem Brief an Oswald Heer, ist wohl charakteristisch für seine erregt-subjektive Art, Politik zu erleben: «Mit wahrer Consternation habe ich vernommen, dass Herr Regierungs-Rath Hegetschweiler seine Entlassung von seinen Stellen eingegeben hat! ... Wenn es fortfährt so zu gehen, so werden wir uns über die neue Ordnung nicht freu'n können, das Gute derselben scheint nach u. nach schwinden zu wollen u. nur das Schlechte wird uns bleiben! Wer stand in Uster allerzuvorderst? Wer übte den grössten Einfluss? Hegetschweiler! Ist nun dieses sein Lohn, der dank den man ihm schuldet — es ist wahrhaftig *schändlich!*»[364] Das war kein Bekenntnis zum Liberalismus, das war das Bekenntnis zu einem Politiker der Vorsicht und Stabilität. 1836 hatte Escher über Oswald Heers Vater gesagt: «Männer wie er dürfen uns nicht verlassen in diesen gereizten Zeiten, wir brauchen Besonnenheit, Erfahrung, Mässigung.»[365] Dieses Wort hätte auch seine Stellung zu Hegetschweiler genau getroffen.

Im politischen Sinn entsprach diese Haltung dem Prinzip des Juste-milieu im Frankreich des Bürgerkönigtums. Alfred Escher, noch im ersten Studienjahr stehend, hatte den Begriff offenbar von seinem Vater übernommen, wenn auch mit allem Vorbehalt, und musste sich dafür von Sinz sagen lassen: «Wie ich nun Dein

Juste millieu, das Du durch Ironie in Schutz zu nehmen scheinst, verstehen soll, weiss ich nicht. Jedenfalls aber weg mit jenem Bastarde guter u. schlechter Prinzipien . . .»[366]

Seit den vierziger Jahren, als Alfred Escher sich immer eindeutiger dem Radikalismus zuwandte, liegen uns keine politischen Äusserungen des Vaters mehr vor.

Dem Leben Heinrich Eschers in der Abgeschiedenheit des «Belvoir» mag mancher biedermeierliche Zug anhaften, aber eins darf nicht verkannt werden: sein Bedürfnis nach Ruhe, seine Angst vor allem, was diese Ruhe stören konnte, die morgendlichen Spaziergänge in seinen Blumenanlagen, all das war nur ein Rückzug von der Welt, nicht von der Arbeit. Untätig war er nicht, im Gegenteil. Auch der Sohn lernte, mit zunehmender Reife, diese Dinge in anderem Lichte sehen. Zu Beginn des Berliner Semesters hatte er noch geschrieben: «Den theuren Vater sehe ich vor allem seinen vielfachen Geschäften mit unermüdlicher Ämsigkeit vorstehen, aber dann gerne auch sich erholend in dem Tempel der Natur, den er sich durch so manche Anstrengung . . . verdient hat», und er hatte ihn damit, im Gegensatz zu Bethmann-Hollweg, in die Nähe des Idylls gerückt.[367] Kein Jahr später berichtet er Jakob Escher aus dem «Belvoir»: «Den besten Unterbruch [im anstrengenden Studium] gewähren mir die Geschäfte Papa's, in denen ich ihn nach besten Kräften unterstütze»; diese Arbeit sei ihm nicht nur als Erholung wünschbar, sondern auch für alle Gebiete des praktischen Lebens nützlich.[368]

Eine Hauptarbeit war für Heinrich Escher die Beschäftigung mit seiner entomologischen Sammlung. Fast täglich besprach er sich mit Heer über entomologische Gegenstände, die notwendige weltweite Korrespondenz besorgte er grossenteils selbst. Aber auch der Garten, in den er das Belvoirgut verwandelt hatte, die Entwicklung der Anlagen und die Pflege der zum Teil seltenen Pflanzen und Blumen beschäftigte ihn vor allem in den spätern Jahren lebhaft.[369]

Dann war er während Jahren mit baulichen Arbeiten beschäftigt. Schon 1818 hatte er den Umbau des Neuberg an die Hand genommen. 1826—1831 baute er das «Belvoir»,[370] und als im Zusammenhang mit dem Sieg des Liberalismus beschlossen wurde, die Festungswerke der Stadt abzutragen, erwarb er im Zeltweg ein Gut und legte der Schanzenkommission einen Plan vor, der die Errichtung eines ganzen Quartiers zur Verschönerung der Stadt vorsah. Der Plan wurde verworfen,[371] Escher aber liess 1836—1840 durch den Architekten Leonhard Zeugheer, der in den gleichen Jahren auch das Neumünster baute,[372] eine Flucht von sechs Reihenmietshäusern errichten, die sogenannten Escherhäuser.

Und schliesslich hatte Escher sein Millionenvermögen zu verwalten. Natürlich sind wir darüber so schlecht berichtet wie über den Stand seines Vermögens. Dass der Verkehr mit den Mietern im Neuberg und in den Escherhäusern und

dass der Unterhalt dieser Liegenschaften besorgt werden musste, ist auch ohne quellenmässige Hinweise selbstverständlich. Daneben wissen wir aus wenigen Hinweisen, dass Escher, in einer Zeit, in der es noch an Kreditbanken und Darlehenskassen mangelte, auch Darlehen ausgab. Aus den Jahren 1843/44 liegt eine umfängliche Korrespondenz zwischen Alfred Escher und A. O. Aepli in St. Gallen über einen Prozess gegen Jos. Marie Curti von Rapperswil vor, der um ein schuldbriefliches Darlehen von 6050 Gulden aus dem Jahr 1830 ging und von den Eschern schliesslich verloren wurde.[373] Und 1845 ersuchte Blumer Alfred Escher, seinem Schwager Tschudi in seinen Geschäften «soweit es Dir möglich seyn wird, mit Rath u. That beizustehen, namentlich wünschte er nöthigenfalls von Dir oder Deinem Vater mit Geldanleihen unterstützt zu werden».[374] Welchen Umfang diese Darlehensgeschäfte aber hatten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Von Alfred Eschers Mutter Lydia Escher-Zollikofer ein zuverlässiges, gesichertes Bild zu zeichnen, ist kaum möglich; es wirft sich hier eine Schwierigkeit ganz eigener Art auf.

Gagliardi gibt von ihr auf drei Seiten eine eindringliche, geschlossene Darstellung und umreisst sie als psychologisch scharf ausgeprägten Typus.[375] Aber er belegt weder das Bild noch die Einzelzüge mit irgend einem Quellenhinweis. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass er sich auf die mündliche Tradition stützte; allerdings stand ihm kaum mehr ein Zeitgenosse Lydia Eschers, die ja 1868 starb, zur Verfügung. Erinnerungsschriften für Lydia Escher gab es nicht, und auch die Literatur seit Alfred Eschers Tod im Jahre 1882 (das zugleich Gagliardis Geburtsjahr war) ist für die Kenntnis der Mutter äusserst unergiebig.

Anderseits sind die Quellen, die uns zur Verfügung stehen, eher spärlich und zufällig, und sie lassen sich weder dazu verwenden, Gagliardis Darstellung zu stützen, noch ihr zwingend zu widersprechen. So können wir die beiden Befunde zunächst nur nebeneinanderstellen.

Gagliardi entwickelt die Darstellung von Lydia Escher[376] aus ihrer Abstammung vom bedeutenden St. Galler Kaufmannsgeschlecht der Zollikofer, die bis ins 17. Jahrhundert in grossem Reichtum und angesehener sozialer Stellung lebten und sich schon früh beim Kaiser und bei den Königen von Frankreich und Dänemark, nach der Sitte der Zeit, um Wappenbriefe und Erhebung in den Adelsstand bemüht hatten. Lydia Escher-Zollikofer ist «die Junkerin»,[377] und sie besass «in beinahe allzuscharfer Prägung den Typus ihrer abgeschlossenen Kaste». Das Geschlecht der Zollikofer war, in Handel und Besitz, weit über die Stadt St. Gallen hinausgewachsen, und «der starke Eigenwille so vieler Träger, der häufig zu gereizten Konflikten mit der heimischen Obrigkeit geführt hatte, erscheint nun in besonders hohem Grade bei Alfred Eschers Mutter».

Dieser Grundauffassung entsprechend, tritt uns Lydia Escher als «grande dame» entgegen, und fast unvermerkt mischen sich auch fürstliche Züge ein. «Noch spät empfing die in ihrer Jugend aussergewöhnlich schöne Frau wie eine Schlossherrin, in hoher, mit Kämmen aufgesteckter Frisur und gepufften Ärmeln — selbst in den 60er Jahren mit den zeremoniellen Formen ihrer Jugend als ‹grande dame› der Restauration oder des Empire. Bei den etwas steifen und traditionellen Anlässen wurde, selbst wenn Kinder zu Gaste waren, ganz im Stil grosser aristokratischer Häuser, auf Goldgeschirr serviert. [. . .] Obschon eine sorgfältige und genaue Hausfrau, . . . fasste die Junkerin mit ihren schönen Händen die Gegenstände doch nie anders als in Handschuhen an. [. . .] Von der Tradition ganz durchdrungen, verlieh sie dem «Belvoir» für damalige Zürcher Begriffe den Charakter eines Hofes. [. . .] Noch auf dem Sterbebett erscheint sie wie eine Fürstin.»

Dieser äussern Form entsprach ihr inneres Wesen. Im Gegensatz zum Vater «behielt die Mutter einen unnahbaren Zug und wahrte vor allem die äussere Stellung. [. . .] Unter ihrem Einfluss blieb der ganzen vom Durchschnitt stark abweichenden Familie bis zu ihrem Erlöschen das Bewusstsein eingeprägt, in abgeschlossener Stellung von den andern völlig unabhängig handeln und urteilen zu können. [. . .] Namentlich die alte Frau konnte sich mit einer Härte und einem Hochmut geben, die widerspruchslose Unterwerfung heischten.»

Dieser «autoritäre Zug» wurde nun zu einem Erbe der Kinder. «Der Einfluss dieser rassenhaften und stolzen, wenn auch vielleicht etwas äusserlichen und manchmal wunderlichen Frau auf ihre Kinder war sehr bedeutend: kein Zweifel, dass diese von ihr, viel mehr als von dem geistig beweglicheren und anpassungsfähigeren Vater die wesentlichen Charakterzüge empfingen. Escher hat es später selbst einmal ausgesprochen, sein Leben sei vor allem durch die Mutter beaufsichtigt und geleitet worden, wie er sich ihr denn auch im Hause völlig unterordnete. [. . .] Das aber steht ausser Frage, dass der Familientypus in ihm eher gemildert erschienen ist: wenn Escher später durch einen entschiedenen Hang zum Autoritären vielfach anstiess, wenn seine ganze Natur sich früh auf den politischen Ehrgeiz hin entwickelte, wenn er als Staatsmann eine klare und unabänderliche Richtung wie kein zweiter innehielt und lieber auf die Teilnahme am politischen Leben verzichtete, als Konzessionen zu machen, so wird man hier wie überall Züge vor allem des mütterlichen Charakters erblicken. Vom Vater mag dagegen die warme Herzlichkeit stammen, die wenigstens den Privatmann auszeichnete.»

Und als Schlussfolgerung aus dem Vergleich zwischen väterlichem und mütterlichem Erbe: «Es steht ja ausser Frage, dass der künftige Diktator, bei aller nicht aus ihrer Bahn zu werfenden Energie, innerlich ein sehr weicher und verletz-

barer Mensch gewesen ist: in seltener Weise trafen bei ihm ganz verschiedene Elterneigenschaften harmonisch zusammen.»

Einen Hinweis Gagliardis haben wir bei dieser Zusammenfassung ausgeklammert und stellen ihn hier an den Schluss, weil er nicht vom Wesen, sondern vom Gesundheitszustand der Mutter spricht und weil er am ehesten einen Vergleich zwischen Gagliardis Darstellung und den Aussagen der schriftlichen Quellen zulässt: «Bei ununterbrochener Kränklichkeit litt sie überdies an häufigen Halluzinationen; sie besasss die Gabe des zweiten Gesichts und soll ihren eigenen Todestag vorausgesagt haben».

Gagliardis Bild von der Mutter ist in sich geschlossen und faszinierend, vielleicht etwas zu geschlossen und etwas zu faszinierend. Aus sich selbst heraus kann es nicht beurteilt werden, da wir den Rohstoff mündlicher Überlieferungen nicht kennen. Eine abwägende Stellungnahme ist nur von den schriftlichen Quellen her möglich, die uns heute noch zur Verfügung stehen.

Wir nehmen den Ausgang von jenem Brief Oswald Heers aus dem Februar 1832, in dem er, etwa einen Monat nach seiner Ankunft im «Belvoir», seinen Eltern die Familie Escher vorstellt. Von der Mutter sagt er: «Frau Escher ist eine ausgezeichnete Frau von tiefem Gefühl (nur zu schwachem Nervensystem) u. herrlicher Bildung. Ihre Unterhaltung wirkt sehr wohltätig auf meinen Geist ein. Da sie aber hoch über allen gewöhnlichen Stadtfräulein erhaben ist, welche nur von allerley Stadtneuigkeiten zu sprechen wissen, und an etwas Höherem gar keine Freude finden, da sie ferner ihres körperlichen Leidens wegen selten unter die Menschen kommt, gilt sie für stolz. Wenn man aber je jemand in der Beziehung Unrecht gethan hat, so ist es Escher.»[378]

Man könnte fragen, von welchem Wert diese Charakterisierung nach nur einem Monat der Bekanntschaft sei. Man darf aber auch Heers Gabe der Beobachtung nicht unterschätzen. Wenn er im gleichen Brief von Alfreds Schwester Clementine sagt: «Die Tochter hat sehr viel Verstand aber zu wenig Gemüthlich[es]», dann trifft er damit genau das, was an Clementine immer wieder aufgefallen ist; und wenn er wenig später Heinrich Escher als den Ruhebedürftigen schildert, der von Veränderungen stets Schlimmes befürchtet, dann wissen wir, dass Heinrich Escher das «Belvoir» genau deswegen baute, um sich «gänzlich . . . dorthin zurückzuziehen».[379] Heer weiss auch schon, dass Frau Escher als stolz gilt. Seine Beobachtungen dürfen also durchaus ernstgenommen werden, auch wenn eine gewisse Bereitschaft, Frau Escher gegen Vorwürfe in Schutz zu nehmen, nicht übersehen werden kann.

Eine Frau von tiefem Gefühl und mit herrlicher Bildung, weit über den «Stadtfräulein» stehend, das ist der vorherrschende Eindruck. Daneben fällt Heer «das

zu schwache Nervensystem» auf. Wir können nur erwägen, ob er dabei an jene seelische Veranlagung denkt, die Gagliardi mit «häufigen Halluzinationen» und der «Gabe des zweiten Gesichts» umschreibt; wir bleiben im Ungewissen. Sicher aber ist, dass das «körperliche Leiden», bei Gagliardi zur «ununterbrochenen Kränklichkeit» gedämpft, das Leben dieser Frau quälend begleitet hat. Von Friedrich Ludwig Keller wissen wir, dass dieses Leiden die Gicht war,[380] und sie muss Lydia Escher schon früh befallen haben. 1857 blickt Heer noch einmal auf seine Anfänge im «Belvoir» zurück und zeichnet sein abschliessendes Bild von Heinrich Escher. Von Lydia Escher, die damals ja noch lebte, sagt er das gleiche, was er vor einem Vierteljahrhundert gesagt hatte, nur mit kräftigeren Worten: «Seine Gattin war schon damals [also 1832] in ihrer Gesundheit sehr angegriffen, und die Tage und Wochen, da sie von Schmerz befreit war, waren nur inselartig in dem Meer von schweren Tagen zerstreut. Wie aber auf den Oasen das Leben sich in reichster Fülle entfaltet, so entfaltete auch auf diesen Ruhepunkten ihr Geist die freundlichsten Blüten und ihre Unterhaltung belebte und ergriff alle, die mit ihr in nähere Berührung kamen.»[381] Es wäre begreiflich, wenn der junge Heer sich in Frau Escher geirrt hätte; undenkbar aber ist, dass der reife Oswald Heer, Gelehrter und gläubiger Christ aus ungebrochener Überzeugung, geschmeichelt hätte, wo er hätte schweigen können.

Die Krankheit der Mutter ist in den Korrespondenzen über die Jahre hinweg immer wieder Gegenstand der Nachfrage und Mitteilung. Heinrich Schweizer etwa berichtet Alfred Escher nach Berlin: «Mamma war, wie Du ohne Zweifel gehört haben wirst, gegen Ende October gar unwohl, u. wieder von jener Geschwulst im Munde u. Gesicht befallen, die ihr vor 1½—2 Jahren einmal nicht geringe Schmerzen verursacht.» Als er sie das letztemal sah, ging es ihr wieder recht ordentlich, «jedoch war sie noch sichtbar ermüdet, aber eine grosse Ruhe u. Zufriedenheit an ihr auch nicht zu verkennen; sie hielt sich damals den grössten Theil d. Tages in Papa's Zimmer auf, . . . im Lehnstuhl neben der Thüre ausruhend u. den immer lebendig-warmen Pelz, den treuen Schnob, auf ihren Füssen».[382] Doch wohl auf ihren von der Gicht befallenen Füssen; und die Vermutung, dass «die Junkerin, die mit ihren schönen Händen die Gegenstände nie anders als in Handschuhen anfasste», in Wahrheit ihre von der Gicht gezeichneten Hände schonen oder verbergen wollte, ist kaum abwegig.

Etwas überhöht mag bei Gagliardi auch der «autoritäre Zug» den Kindern gegenüber gezeichnet sein. Dass die nach aussen so stolz wirkende Junkerin auch ganz und leidenschaftlich Mutter sein konnte, schimmert doch da und dort durch. Als sich der sechzehnjährige Alfred mit Jakob Escher auf eine Schweizer Reise begab, die nicht von einem Erwachsenen überwacht wurde, da nahm sie mit Tränen von ihm Abschied.[383] Und als er im Ausland war, konnte sie klagen:

«Wenn er mir nur in Berlin sein Bild von einem guten Minaturmahler verfertigen liesse, in welchem er mich ‹so fründlich u. heimelig› anschauen würde, ich glaube, ich hätte meinen Alfred wieder u. es wäre mir Alles geschenkt!» [384]

Und schliesslich sei noch ein Urteil wiedergegeben, das ganz aus dem Bild von der aristokratischen grande dame herausfällt, dessen subjektive Ehrlichkeit anzuzweifeln wir aber keinen Anlass haben. Während Alfred Eschers Bonner Zeit kümmerte sich Carl Sinz, der St. Galler Freund, um seine Eltern und besuchte sie oft; im Winter aber zog er ebenfalls nach Berlin. Bevor er abreiste, schrieb er Escher: «Ich gestehe Dir wenn mir d. Abschied von Zürich Mühe macht, so ist es d. Abschied von Deinen Eltern die mir von Tag zu Tag lieber werden. Besonders freue ich mich in Deiner Mamma gegenüber d. steifen Zürcherinnen ein ächtes treuherziges St. Gallergemüth gefunden zu haben.» [385]

Im wesentlichen können wir Gagliardis Darstellung und den quellenmässigen Befund nur nebeneinander stehen lassen. Das in sich geschlossenere Bild mag mehr den Eindruck wiedergeben, den Lydia Escher auf den Aussenstehenden machte, sei es auf den Altzürcher oder, später, auf den demokratischen Zürcher. Die Quellen sprechen mehr von Einzelzügen, wie sie sich dem der Familie Nahestehenden zeigten. Ganz unvereinbar sind die beiden Blickrichtungen nicht, sie können sich da und dort sogar ergänzen. So schreibt Blumer einmal, freundschaftlich und ärgerlich zugleich, von den «Kratzfuss-Ceremonien» im «Belvoir». [386] Wesentlicher aber ist die Beobachtung, dass Gagliardi in seiner Schilderung der Mutter zweimal das Wort «abgeschlossen» braucht, wenn er von der «abgeschlossenen Kaste» spricht, wenn er sagt, der Familie Escher sei von der Mutter das Bewusstsein eingeprägt worden, «in abgeschlossener Stellung von den andern völlig unabhängig handeln und urteilen zu können». Eine zwar nicht hochmütige, aber eine schützende Abgeschlossenheit hatte auch Heinrich Escher im «Belvoir» gesucht. Hier lebten zwei Menschen zusammen, die beide die Welt nicht oder nicht mehr brauchten, — und die die Welt dem aufwachsenden Sohn in wohl wenig förderlicher Art zu lange vorenthielten. Und wenn Gagliardi schliesslich sagt, im künftigen Diktator seien ganz verschiedene Elterneigenschaften harmonisch zusammengetroffen, die äusserliche Härte der Mutter und die warme Herzlichkeit, aber auch die Verletzbarkeit des Vaters, dann erkennen wir darin wieder Alfred Eschers innere Zerrissenheit in Verstand und Gemüt, die seinen Freunden so zu schaffen machte. Inwiefern allerdings die verschiedenen Elterneigenschaften im Sohn «harmonisch» zusammengetroffen wären, darüber äussert sich Gagliardi nicht.

Offen bleibt bei alldem die zentrale Frage, wie aus diesem Sohn des «Belvoir» der radikale Politiker werden konnte. Eine schlüssige, zwingende Antwort kann es nicht geben. Im Kapitel «Alfred Eschers Erbe» haben wir uns über die Vor-

aussetzungen geäussert, die Escher in diese Richtung drängen konnten. Auf alle Fälle muss er sich, bei aller Weichheit und häuslichen Unterordnung und — wenn wir Gagliardis Darstellung folgen wollen — trotz aller autoritären Härte der Mutter, zu einer innern Selbständigkeit durchgerungen haben, die ihm erlaubte, von den gesellschaftlichen Vorstellungen des Elternhauses Abstand zu nehmen und seinen eigenen Weg zu gehen und zu verteidigen. Den Lebensstil des «Belvoir» pflegte er dabei allerdings weiterhin; das und der rasche, stolze Erfolg mag vielleicht erklären, warum wir nie von einem Konflikt zwischen dem radikalen Sohn und dem gemässigten Vater oder der junkerlichen Mutter hören.

Alfred Eschers Schwester Clementine gehörte nicht mehr im engern Sinne zur Familie im «Belvoir». Seit ihrer Verheiratung mit Kaspar Stockar, dem Besitzer des Kupferhammers am Hegibach, im Herbst 1837, wohnte das Ehepaar am Zeltweg 11 in einem der neugebauten Escherhäuser.

Als der nunmehr zwanzigjährige Alfred Escher im April 1839 zu seinen Eltern zurückkehrte, gab er sich zunächst ganz dem Glück hin, wieder in der vertrauten Welt des «Belvoir» geborgen zu sein. Hier lebte er wieder auf. «Ein Blick in das mich hier umgebende Paradies erfrischt mich wieder nach stundenlanger Arbeit und erheitert mich mehr als alle Vergnügungen der Welt. Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Gemüth wieder auflebt unter der Pflege der Mutter Natur und in dem Kreise meiner Lieben, denen ich auch nicht eine Minute länger entzogen sein möchte, als meine Ausbildung es wirklich fordert. Es sind dies, mein Theurer, zwei Collegien, die mir nirgends besser gelesen werden.» [387]

Die vertraute Stimmung wunschlosen Glücks im Winkel kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Auslandaufenthalt, die Enttäuschungen, die Entfremdung vor allem von Blumer, wohl auch die Krankheit nicht ohne Spuren geblieben waren. Stärker als vorher war Escher auf sich selbst verwiesen, und das scheint ihn im Verkehr mit seinen Freunden vorsichtiger, etwas bescheidener und weniger fordernd gemacht zu haben. Der Stil seiner Briefe wird ruhiger, streift weitgehend die rhetorischen Übersteigerungen ab. Nicht, dass Alfred Escher ein anderer geworden wäre, aber die kindlichste, vordergründigste Naivität hatte er doch abgestreift.

Das Leben im «Belvoir» spielte sich offenbar in der von Heinrich Escher gewünschten Abgeschiedenheit ab. Die Zeit, da er hin und wieder das Bedürfnis hatte, Gesellschaften zu besuchen oder bei sich zu sehen, war vorbei, [388] und mit wem er je gesellschaftlich verkehrte, wissen wir nicht. Der Lebensstil der Familie entsprach dem Reichtum und dem vornehmen Geschmack, mit dem der «Palast», wie auch der junge Heer das «Belvoir» nannte, ausgestattet war. Weil der Arzt Alfred Escher das Turnen verbot, schenkte ihm sein Vater einen «herrlichen Mecklenburger»; nur musste er, kennzeichnend für die Situation im «Bel-

voir», leider allein reiten.[389] Der Vater pflegte die kultivierten französischen Umgangsformen, die er in Paris schätzen gelernt hatte, und so sprach man im Hause viel, oft ausschliesslich französisch. Eigentlich entsprach seinem Wesen aber eher der solidere Charakter der Engländer. Shakespeare zog er den französischen Klassikern vor, und lieber als von den Erfolgen der französischen Waffen erzählte er in den Unterhaltungen, die den jungen Heer so beeindruckten, von den Heldentaten der Engländer in Spanien und von ihren glänzenden Seeschlachten. Ging dem Aufwand nach im «Belvoir» auch alles sehr hoch her, so herrschte doch in ihm gar kein steifer Ton.[390]

Wenn Heinrich Escher sich immer mehr ins «Belvoir» zurückzog, so kann das gleiche natürlich nicht von seinem Sohn gelten. Fast jeden Tag fuhr Alfred Escher in die Stadt,[391] er besuchte wieder seine Vorlesungen an der Hochschule, er liess sich im Herbst 1839 zum Präsidenten der Sektion Zürich und 1840 zum Zentralpräsidenten des Schweizerischen Zofingervereins wählen, und er spielte eine bestimmende Rolle in einem Freundeskreis, der sich in der Mittwoch-, später Donnerstaggesellschaft kristallisierte. Die Abende aber verbrachte er, wenigstens in der ersten Zeit nach der Heimkehr, im «Belvoir», «mit Ausnahme der Abende, da Frl. Vial noch im Theater sang».[392] Das führt uns zu der kleinen Kulturrevolution, die Zürich in diesen dreissiger Jahren erlebt hatte: zur Gründung des ersten stehenden Theaters, des sogenannten «Aktientheaters».[393]

Das Theater war eine Frucht der Regenerationsbewegung, des Umsturzes von 1830/31, ähnlich wie auf der andern Seite die Hochschule. Kultur und Wissenschaft, beide verlangten ihren Anteil an der Freiheit, die sich das politische Leben erkämpft hatte. Während der regenerierte Staat die Gründung der Hochschule aber selbst an die Hand nahm und sich dabei auf vorgefundene Bildungssysteme stützen und sie weiterentwickeln konnte, blieb die Gründung eines stehenden Theaters der privaten Initiative kulturell interessierter Kreise überlassen, die etwas für Zürich vollig Neues schaffen wollten. Ihre Bemühungen führten zur Gründung einer Aktiengesellschaft, zur Übernahme der ehemaligen Barfüsserkirche im Obmannamt und zu deren Umbau zu einem Theatersaal. Am 10. November 1834 wurde das neue Aktientheater mit einer Festvorstellung der Zauberflöte eröffnet.

Nach unsichern und wechselhaften Anfängen übernahm 1837 die aus Stuttgart gebürtige Charlotte Birch-Pfeiffer die Direktion des Theaters und führte es bis zu ihrem Wegzug 1843 zu einer ersten Glanzzeit, die also praktisch mit Alfred Eschers Studienjahren zusammenfiel. Sprechtheater und Oper wurden in gleicher Art gepflegt, mit einem Repertoire, das dem zeitgenössischen Schaffen eher den Vorzug vor der überkommenen Klassik einräumte, mit einem Repertoire aber auch, das von bedeutungslosen Possen und Singspielen bis hinauf zur gros-

sen Kunst alles bot, was dem Publikum gefallen mochte. Dabei überwog wohl an Bedeutung die Leistung für die Oper, mit einem Spielplan, in dem neben der Klassik alle bedeutenden Namen der deutschen romantischen Oper, der italienischen Belcanto-Oper, der Komischen Oper und der französischen Grossen Oper vertreten waren: Weber, Lortzing und Kreuzer, Rossini, Donizetti und Bellini, Boieldieu und Adam, Meyerbeer, Auber, Herold und Halévy.

Die Glanzzeit unter Charlotte Birch-Pfeiffer, die selbst unermüdlich als Darstellerin und als Verfasserin vornehmlich historischer Bühnenstücke tätig war, brachte den Zürchern aber auch ihren ersten Star, Dem. Antoinette Vial.[394] Vom Februar 1838 bis Ende April 1839 sang sie alle grossen Solopartien, und «die Zürcher waren vernarrt in sie».

Vernarrt in sie waren auch die beiden Escher, Vater und Sohn. Zwar besuchte man offenbar auch etwa Ausstellungen und Konzerte,[395] aber später, als der Vater sich immer mehr zurückzog, brachte ihn fast nur noch das Theater vom Hause weg, «wenn Dem. Vial singt od. Mad. Birch-Pfeiffer auftritt», und nie soll er es unterlassen haben, Dem. Vial zu hören, so oft sie auftrat.[396] Genau das gleiche sagt Alfred Escher von sich selbst in seinem ersten Brief nach der Heimkehr, im letzten Monat von Dem. Vials Auftreten: «Das Theater besuche ich jedesmal, wenn Dem. Vial singt. Ihre Leistungen übertreffen alles, was ich, seit ich Zürich, wo ich sie noch einige Male gehörte hatte, verlassen, gehört. Sie wird in 12 Tagen abreisen und übt zum Abschiede noch ihre Hauptstellen in der Norma, Somnambula, Romeo und Julia,[397] Oberon usw.»[398]

Die Stelle belegt Alfred Eschers Begeisterung für die Sängerin, wohl auch seine Vorliebe für die Oper. Sie enttäuscht aber wiederum durch die Kargheit ihrer Aussage, und dabei wendet sich der Brief doch an den so kunstfreundlichen Jakob Escher. Mit dem einfachsten aller möglichen Massstäbe stellt Alfred Escher die Leistungen Dem. Vials über alles, was er in Deutschland gehört hat, und das genügt dann. Ähnlich nichtssagend wird ein Bericht über seinen Besuch von Opern in Paris sein, der in der banalen Oberflächlichkeit gipfelt, die neue Oper von Halévy, «Charles VI», enthalte «noch weniger Melodien als die Jüdin u. spricht mich darum nicht an».[399]

Das Leben im «Belvoir» mag im ganzen, wenigstens zur Zeit des alten Vaters, der kranken Mutter und des jungen Alfred Escher, weniger glanzvoll gewesen sein als das «Belvoir» selbst. Die kleine Familie genügte sich selbst, musste sich selbst genügen. Dafür machte sie aus diesem Sich-selbst-Genügen, aus diesem Nach-aussen-Abgeschlossensein, aus diesem Füreinander-Dasein einen Kult, der zeigt, dass hier eine Welt der Flucht und des Ersatzes aufgebaut wurde. Besonders deutlich wird das im Sprachgestus, in den sich immer wieder die

Wörter «heilig» und «Heiligtum» einmischen. Zwar kennen wir die fast verzweifelte Leidenschaft, mit der sich Heinrich Escher in seinen russischen Briefen für seine Brüder und für seine Familie einsetzte; der Sprachgebrauch der dreissiger Jahre aber scheint eher von der biedermeierlichen jüngern Generation der Alfred Escher, Carl Sinz und Heinrich Schweizer geprägt zu sein. Sicher schlich sich bei Schweizer pfarrherrliche Beschaulichkeit ein, wenn er seinem Schüler und Freund nach Berlin berichtete, er könne sich «wahrlich nicht vorstellen, wie Papa und Mamma nur in Dir u. für Dich leben», wie der Vater «immer mit seliger Freude sich zum Schreiben an Dich an seinen Arbeitstisch hinsetzt u. viele Stunden diesem lieben Geschäft widmet», oder wie seine treue Mutter keine grössere Wonne kenne, «als Deinen Freunden u. Bekannten von Dir, Deinen Reisen, Deinen Studien, Deinen Bekanntschaften, Planen . . . zu erzählen u. aus der Fülle ihres Herzens auch andern schöne Genüsse zu verschaffen».[400] Im gleichen Brief berichtet Schweizer aber auch, im «Belvoir» gehe alles seinen gewohnten Gang, «nur Dein Zimmer ist wie ein allerheiligstes ᾳδυτον[401] verschlossen für alle uneingeweihten»; dennoch habe er es gewagt, mit seiner Braut am Arm «diesen Tempel zu betreten». In den gleichen Sprachgebrauch verfällt Sinz. Im Sommer 1838 kümmerte er sich, und Alfred Escher war sehr froh darum, um die vereinsamten Eltern im «Belvoir», und in diesem Zusammenhang schrieb er seinem Freund: «Meine Sache ist es nicht unberufen in das Heiligtum d. Familie dringen zu wollen; wo aber die innere Wahlverwandtschaft so kräftig, so lebendig sich findet, da hiesse es dem höchsten heiligsten Willen u. aller Natur Trotz bieten, wenn ich eine solche überschwengliche Verbindung nicht einginge. Ja Alfred [und damit wird der Antwortcharakter der Stelle deutlich], ich will sie Dir pflegen helfen, diese wahren aetherischen Blüthen kindlicher Liebe u. Treue, ich will Dir sie fester knüpfen helfen diese Bande nicht nur d. todten sondern der göttlichen, lebendig wirkenden Natur.»[402] Eschers Freunde hätten diesen übersteigert-feierlichen Stil wohl kaum so beharrlich gepflegt, wenn sie sich nicht in Übereinstimmung mit dem Escherschen Familienempfinden gewusst hätten. Wie stark die Suggestion wirkte, zeigt sich im übrigen in einem Nekrolog auf Heinrich Escher: «Es ziemt uns nicht, das innige Verhältniss, in welchem die einzelnen Familienglieder lebten, mit profanem Finger zu berühren. Allein in unserer Zeit, wo das Familienleben in hohen und niedern Kreisen oftmals so tief zerklüftet gefunden wird, war ein Blick auf *diese* Familie wirklich wohltuend.»[403]

Kein Zweifel, dieser Kult des Familienlebens kann nicht nur aus Heinrich Eschers leidenschaftlichem Familiensinn und aus einer biedermeierlichen Zeitstimmung heraus erklärt werden; er muss auch, und in noch stärkerem Masse, Ausdruck einer Lebenssituation sein. Und da wird man wieder an das erinnert, was das «Belvoir» eben von Anfang an auch war: ein Asyl, ein Zufluchtsort für

eine Familie, die ihre Vergangenheit verloren hatte und die tief angefochten war. Das Heiligtum, das hier aufgebaut wurde, bot den Halt, den man nicht mehr hatte, und machte aus der Not der Vereinsamung die Tugend der Verbundenheit.

Dafür gibt es ja auch Hinweise. Um nur einen der auffallendsten zu nennen: Wer waren denn die Freunde dieser Familie? In seiner Erinnerungsgabe von 1857 zählt Heer zwar Heinrich Eschers hohe Bekanntschaften der französischen und amerikanischen Zeit auf und erwähnt die weltweiten Korrespondenzen des Entomologen; dass aber für seine Zeit im «Belvoir» nicht von einem einzigen Freundschaftsverhältnis die Rede ist, kann kaum ein Zufall sein. Und wenn wir auf die Korrespondenzen Alfred Eschers blicken: Schweizer und Heer standen seit seiner Jugend in enger Beziehung zum «Belvoir», Sinz und Blumer waren durch zeitweise häufige Besuche mit der Familie verbunden. Und doch finden wir, in einer Zeit, in der Briefe noch eine ganz andere Rolle in der Pflege menschlicher Beziehungen spielten, in keinem einzigen der Freundesbriefe einen Hinweis auf einen Kreis von Freunden und Bekannten Heinrich Eschers, keine Mitteilung über eine Begegnung, keine Nachfrage, keinen Gruss, während diese Dinge doch sonst zum eisernen Bestand der Freundesbriefe gehörten.

Natürlich sprach man in den Briefen nicht von diesen Verhältnissen. Einmal aber durchbrach Sinz dieses Schweigen und schrieb nach Bonn auch von den Schatten, die über der Familie lagen. Da fällt dann das Wort von den «isolierten Eltern», mit denen er, wenn es geht, seine freien Abende verbringt, «denn hier vor allem bedarf man theilnehmender Herzen». Dann berührt er aber auch eine Entfremdung innerhalb der Familie selbst: «So fühlbar auch der Mangel eines fehlenden Gliedes sich zeigt [was sich nur auf den abwesenden Sohn beziehen kann], so ist der Schmerz doch noch grösser, wenn auch die andern Glieder des sie ursprünglich verbindenden beraubt, sich lostrennen vom Ganzen, anstatt durch geistigen Zusammenhang die physisch trennende Ferne zu ersetzen.»[404] Mit den «andern Gliedern» können nur die Schwester Clementine und ihr Mann Kaspar Stockar gemeint sein. Von einem eigentlichen Konflikt zwischen der Familie Stockar und den Eltern im «Belvoir» wissen wir nichts. Dagegen ist es wohl denkbar, dass Clementine, energisch, selbstbewusst und als Malerin erfolgreich, sich innerlich in einem ganz andern Masse als der Bruder von den Eltern löste und ihren eigenen Weg ging. Nach Sinz hätte dann der Bruder, zwischen dem «Belvoir» und dem Zeltweg vermittelnd, die Verbindung aufrechterhalten.

Es war dann aber doch wieder der vertrauteste Freund, Blumer, der die Zurückhaltung, ja Ablehnung, die dem «Belvoir» entgegenschlug, klar beim Namen nannte, und zwar 1841, als sein Freund noch nicht in der öffentlichen Politik stand. Und wenn er dabei sagt, das sei «von jeher» so gewesen, dann ist Escher

Die Familie Escher-Zollikofer, um 1848.
Von links nach rechts: Die Mutter, Schwager Kaspar Stockar, der Vater mit Egbert Stockar, *Alfred Escher,* die Schwester Clementine Stockar-Escher, Armin Stockar.
(Nach einer Photographie in der Zentralbibliothek Zürich).

eben wieder nur der Sohn der abgelehnten Familie. «Dass Du in Deiner nähern Umgebung» schreibt er «von jeher auf viele kalte Seelen gestossen, dass Du selbst von Leuten, die ich in mancher Beziehung schätzen muss, bei denen aber immer alles eher als Unbefangenheit, Offenheit u. Ungezwungenheit im Umgang zu finden war, häufig verkannt worden bist, wusste ich ja wohl, u. mir ist von gleicher Seite oft genug, wenn auch zum Theil vielleicht nur wegen meines Verhältnisses zu Dir, das Nämliche begegnet. [. . .] Indessen da Du durch dieses sonderbare Verhältniss allerdings auch in Deiner günstigen äussern Lage von Freunden, die in Alter, Beschäftigung u. Lebensansichten zu Dir passen, zum Theil schon entblösst bist u. es nachher wahrscheinlich noch mehr werden wirst, so gereicht es mir zur innigsten Freude, diese Lücke bei Dir einigermassen ausfüllen zu können.» [405] Blumer antwortete damit ganz offensichtlich auf einen Brief seines Freundes, in dem dieser, wir wissen nicht in welcher Stimmung, mit der Kälte und Ablehnung rang, die ihn umgab.

4. Entwicklungslinien

Als Alfred Escher, nach seiner Rückkehr ins «Belvoir», an Jakaob Escher schrieb, sein Gemüt lebe wieder auf unter der Pflege der Mutter Natur und im Kreise seiner Lieben, da sprach er vom tiefen Verlangen seines Wesens nach Geborgenheit. Wir wissen aber, wie auffallend in seinem Wesen Gemüt und Verstand auseinanderstrebten, und wir haben schon darauf hingewiesen, dass sein Tagesablauf, im Gegensatz zu dem seiner Eltern, durchaus den Anforderungen eines aktiven Lebens entsprach. Das war an sich nicht neu, denn Escher war von jeher durch seine Betriebsamkeit in Erscheinung getreten. Auffallend und auch für seine Freunde beeindruckend war aber die Vielfältigkeit seiner Betätigung und die Energie, die er dabei erkennen liess. Sinz, der von Berlin nach Halle weitergezogen war, entwarf 1840 ein Bild des Freundes, gestützt wohl auf die alte Studienbekanntschaft und den Briefwechsel seit Eschers Heimkehr, bezogen aber doch ausdrücklich auf die «jetzigen Verhältnisse»: «Trotz der langen Trennung glaube ich mich doch in Deine jetzigen Verhältnisse denken zu können; ich sehe Dich in vollem Verkehr mit der industriellen wie mit der wissenschaftlichen Welt; Audienzen ertheilen, Pakete von Briefen spediren, dann wieder rüstig in die Stadt wandern in der Hand die Pandektenmappe gefüllt mit Stoff zu lebhaften Exegesen oder endlich im Freundeskreis zu ernsten Besprechungen der Pflichten gegen Vaterland u. Wissenschaft wie zum heitern Zofingerbankette.»[406]

Die «jetzigen Verhältnisse» ergeben kein einheitliches, logisch zusammengefügtes Bild. Sinz zählt unverbunden auf, was Escher in der Zeit zwischen seiner Heimkehr und dem Studienabschluss beschäftigte, und womit er sich beschäftigte. Dabei empfindet er als kennzeichnend die «Mannigfaltigkeit im Überfluss» von Eschers Betätigungen und seine rege Rastlosigkeit. Tatsächlich lässt sich in dieser Zeit Alfred Escher nicht in einem abgerundeten Bild darstellen. Wir können nur einzelne Entwicklungslinien herausgreifen und sie verfolgen, im Bewusstsein, dass diese Entwicklungen über die hier zu behandelnde Zeit hinausweisen.

Was an der Darstellung von Sinz vor allem auffällt: dass von Politik überhaupt nicht die Rede ist; denn bei den Besprechungen der Pflichten gegenüber dem Vaterland geht es ja eindeutig nur um die theoretischen Erörterungen im Zofingerverein. Und doch müssen wir bei einem Überblick über diese «Mannigfaltigkeit im Überfluss» mit einem Blick auf die politische Situation beginnen.

a) Das Jahr 1839

Eschers Heimkehr fiel in die Zeit jener Krise des zürcherischen Liberalismus, die unter den Schlagworten «Straussenhandel» und «Zürichputsch» in die Geschichte eingegangen ist.[407]

Der Umsturz des Jahres 1839 war nicht die Folge der Spannungen zwischen den herrschenden Liberalen und den 1830 besiegten Konservativen. Er erwuchs aus der Kluft, die sich im Laufe der dreissiger Jahre zwischen dem Volk und der radikalen Führungsschicht aufgetan hatte, spiegelte die Entfremdung zwischen einer in ihrem Lebensgefühl immer noch konservativen Landbevölkerung und dem aufklärerischen Grundzug des Liberalismus wider. Die liberale Verfassung hatte dem Volk zwar vieles und Entscheidendes gebracht, die Freiheitsrechte wie die Teilhabe am Staatswesen. Das Volk stand aber dem Liberalismus als einer Weltanschauung des selbstverantwortlichen Denkens und Handelns, das alle Gebiete, auch die Religion, durchdringen sollte, noch weitgehend fremd gegenüber, und es stiess sich besonders am modernistisch-intellektuellen Gehabe der Radikalen. «Besonders Keller . . . erregte durch rücksichtsloses Gebaren, durch Habsucht wie ostentativ zur Schau getragene Sittenlosigkeit berechtigten Widerspruch. Aus dem Seminar hervorgegangene Lehrer, Advokaten, bemühten sich um die Wette, das nach modernen Grundsätzen geführte Regiment unpopulär zu machen.»[408] Das Volk, besonders auf der Landschaft, antwortete darauf mit Misstrauen, mit wachsender Gereiztheit und mit der zunehmenden Angst, man wolle die Kirche durch die Schule ersetzen.

Wie unvertraut die Radikalen mit der Stimmung auf der Landschaft waren, zeigte der «Straussenhandel». Mit dem Ziel, eine Kirchenreform in liberalem und radikalem Sinne durchzuführen, beschloss die Regierung am 2. Februar 1839, auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Kirchengeschichte den Tübinger Professor David Friedrich Strauss zu berufen, dessen modern-kritisches Werk «Das Leben Jesu» schon in Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte. Gegen diese Herausforderung tat sich das sogenannte «Glaubenskomitee» zusammen, das über die Pfarrer das Volk in den Gemeinden zum Schutze des Glaubens aufrief. Unter dem Druck einer Petition von rund 40000 gegen nur etwa 2000 Stimmen gab der Grosse Rat schliesslich nach; am 18. März beschloss er, Strauss zu pensionieren, bevor er noch sein Amt angetreten hatte.

Eine Beruhigung trat deswegen nicht ein. Die Opposition auf der Landschaft, die ihre Macht erkannt hatte und nun um genügende Garantien für den christlichen Glauben in Kirche und Schule kämpfte, liess sich nicht mehr aufhalten; unterdessen hatten aber auch die Konservativen in der Stadt die Möglichkeit erkannt, einen politischen Umschwung zu ihren Gunsten herbeizuführen. Bür-

germeister Ulrich Zehnder formulierte in seinen Erinnerungen die Erwartungen der vereinigten Opposition knapp und klar: «Noch waren die verhassten ‹Radikalen› an der Spitze des Staates, noch war Scherr Seminardirektor, noch war die neue Schule nicht unter die Diktatur der Geistlichkeit gebracht, noch war an der Verfassung kein Jota geändert.»[409] Das Glaubenskomitee agierte auf der Landschaft fast wie eine Nebenregierung, und auf einer Volksversammlung zu Kloten, am 2. September, wurde der endgültige Bruch zwischen Volk und Regierung offenbar. Als dann noch das Gerücht aufkam, die Regierung wolle bei den liberalen Kantonen um Waffenhilfe nachsuchen, liess Pfarrer Bernhard Hirzel in Pfäffikon am Abend des 5. September Sturm läuten, und der Landsturm zog, betend und Choräle singend, der Stadt zu. In den wirren Kämpfen vom 6. September auf dem Münsterhof ging das liberale Regiment unter, die Regierung dankte ab, eine provisorische Regierung bildete sich, und am 16./17. September wurde ein neuer Grosser Rat gewählt. Die Mehrheit, vor allem durch das Votum der Landschaft, ging auf die Konservativen über, die Führungsstellung in der zürcherischen Politik von Prof. F. L. Keller auf Prof. J.C. Bluntschli. Was aber bemerkenswert ist: zu einer Änderung der Verfassung kam es unter dem konservativen Regime nicht.

Die Ereignisse von 1839 geben zum erstenmal Gelegenheit, Alfred Eschers Stellung in der zürcherischen Politik abwägend zu betrachten.

Als Schüler Kellers und weil er als Sohn seiner Familie von den städtischen Konservativen nichts zu erwarten hatte, stand er auf der radikalen Seite des liberalen Spektrums. Aber mit seinen zwanzig Jahren war er noch weit davon entfernt, in der Politik eine Rolle zu spielen. Natürlich politisierte er, vor allem in dieser bewegten Zeit. In Berlin hatte er sich in den Diskussionen mit den Studienfreunden offenbar für Strauss eingesetzt,[410] aber nach Zürich zurückgekehrt, erfuhr er nichts Neues, das er Jakob Escher nach Bonn hätte berichten können.[411] Dabei fällt nun eine gewisse Zurückhaltung, wenn nicht gar Distanzierung gegenüber den Radikalen auf. Dem Bericht, dass er nichts Neues melden könne, fügt er bei: «Wenn ich auch wollte», und auf die Frage Jakob Eschers, warum die Hochschule in die politischen Angelegenheiten hineingezogen worden sei, antwortet er sehr unpersönlich: «Es war ein politischer Kunstgriff der Radicalen»;[412] — wobei er im übrigen, wie wir noch sehen werden, für diesen Kunstgriff keinerlei Verständnis aufbrachte. Es ist offensichtlich, Escher gehörte noch nicht zum Kreis der politisch Handelnden, und er hatte seine eigenen Gesichtspunkte.

Was ihn im Frühling 1839 beschäftigte, nachdem der «Straussenhandel» im engern Sinne ja bereits ausgetragen war, war die Hochschulfrage.

Ein Zentralpunkt der Auseinandersetzungen war in diesen Frühlingsmonaten das verbesserte, von der Geistlichkeit und der Landschaft aber der Kirchen- und

Friedrich Ludwig Keller (1799—1860).
Lithographie von Gottlieb Bodmer nach einem Gemälde von Heinrich Bebi.
(Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

Religionsfeindlichkeit verdächtigte Volksschulwesen. Um nun das Volksschulwesen zu retten, griffen die radikalen Führer zu jenem «Kunstgriff», nämlich durch Regierungsrat Bürgi im Grossen Rat eine Motion auf Abschaffung der Hochschule einreichen zu lassen und so das Schicksal der Volksschule mit dem der Hochschule zu verknüpfen.

Damit wurden aber die Studenten alarmiert, für die es undenkbar war, dass man ihnen die Hochschule, ihren Stolz, die «schönste Schöpfung der Reformperiode»[413] wegnehmen wollte. Hier wurde Escher nun tätig. Am 28. Mai meldete er Jakob Escher, dass er und Brändli[414] sich entschlossen hätten, in einer Broschüre «die Verhältnisse und Leistungen der Hochschule zu beleuchten und die Gründe für die Nothwendigkeit ihrer Existenz von allen Gesichtspuncten anzugehen». Die Arbeit sei bereits vollendet und eine Abschrift derselben der eigens eingesetzten Hochschulkommission eingereicht worden.[415] Die Eingabe erfolgte im Namen aller studierenden Kantonsbürger; welche Bedeutung ihr schliesslich zukam, wissen wir nicht. Auf alle Fälle entschied sich der Grosse Rat am 27. Juni für Beibehaltung der Hochschule. Einen Hinweis auf Eschers noch durchaus bescheidene Bedeutung im Kreise der radikalen Politiker mag aber auch seine Bemerkung geben, er glaube die Gedanken der Eingabe in Furrers Votum zu Gunsten der Hochschule wiedererkannt zu haben. Jonas Furrer war 1839 Präsident des Grossen Rates, seit 1838 wohnte er am Zeltweg 9, in einem der neuen Escherhäuser; eine nähere Bekanntschaft zwischen Escher und Furrer bestand offensichtlich noch nicht.

Die Ereignisse des Jahres 1839 liessen Escher resigniert zurück. Ende September hielt sich sein St. Galler Freund Aepli in Zürich auf, und Escher lud ihn auf einen Abend ins «Belvoir» ein, um mit ihm «von der *schönen* Vergangenheit zu reden».[416] Es wäre sicher falsch, wenn wir die Trauer, die in Eschers Worten mitschwingt, nur auf den Sieg der konservativen Sache beziehen wollten. Dass die radikale Partei, dass die radikalen Führer versagt, dass sie ihre Niederlage selbst verschuldet hatten, musste ihn ebenso betroffen machen. Von Escher selbst liegen uns darüber keine Äusserungen vor, aber wir kennen die Urteile, die ihn aus dem Freundeskreis erreichten. Sinz schrieb ihm im Juni: «Ich kenne die Tendenzen d. Zürcherradikalen zu wenig als dass ich mir ein Urtheil darüber zutraute, aber fragen möchte ich Dich, ob alles das entstanden wäre, wenn man ihnen nicht so allgemein eine unsittliche Tendenz vorwerfen könnte; ... Es ist eine schwere politische Sünde in Republiken die allein in d. Tugend u. Charakterstärke d. Bürger ihre Garantie finden über Sittlichkeit Witze zu reissen u. die Folge hat gezeigt, dass die sittlichen Flöhe furchtbar werden können.»[417] Blumer verurteilt zwar die Zürcher Ereignisse, räumt aber doch ein: «Dass die gestürzte Regierung in jeder Beziehung zu schwach war, dass die Parthei, auf welche sie sich stützte, neben vielem Grossen u. Trefflichen, was sie für den Canton herbei-

geführt, doch auch zu gerechter Unzufriedenheit Anlass gab, muss ich annnehmen.»[418] Und Hollweg, aus der Ferne und mit einem Vokabular, das den zürcherischen Verhältnissen nicht ganz angemessen war, gab Escher zu bedenken: «Dass eine Demokratie ... keine Auflösung aller Dinge, also nach der andern Seite wieder aristokratisch, conservativ ist, wollten Ihre liberalen Führer nicht begreifen und mussten sie nun vom gesunden Sinne des Volkes lernen, wenn sie überhaupt lernen könnten».[419]

Was Escher, neben diesem Versagen und neben dem frivolen Spiel mit der Hochschule, ebenfalls zu schaffen machte, war die innere Spaltung der liberalen Partei, der Abfall einer gemässigten Richtung vom Radikalismus. Dazu gehörten vor allem die liberalen Führer der Gegenden um den Zürichsee, die «Aristokratie vom See» der Hegetschweiler, Stapfer, Steffan, Wieland und Guyer.[420] Mit Wieland und Guyer setzte er sich im Zusammenhang mit der Hochschulfrage auseinander. Da brach dann wieder sein zorniges Temperament durch. Sie seien jetzt die einflussreichsten Männer in ihren Gegenden und seien entschlossen, die Ruhe im Lande herzustellen, «müsste es auch die Hochschule kosten». Er traut ihren Worten nicht mehr, und «von nun an erwartet sie immer mehr Schande».[421]

Schliesslich aber noch ein letztes, in dem wir Alfred Escher wieder in seiner gefühlshaften Heimatliebe erkennen, in die er auch den Stolz auf das unverdorbene Volk mit einschloss:[422] er konnte dieses Volk nicht dafür verurteilen, dass es für sein tiefstes Empfinden eingetreten war. Im Wintersemester 1839/40 hielt er im Zofingerverein einen Vortrag über das Thema «Unser Freistaat in seiner Möglichkeit in der Zukunft». Dabei kam er auch auf die «neuesten Ereignisse in unserm Canton» zu sprechen und bemerkte, «dass, wenn irgend ein guter Kern denselben zu Grunde liegt, dieser gewis in der allgemeinen und entschiedenen Erhebung uners Volkes für Erhaltung des *gemütlichen* Elementes im Menschen *neben* dem intellectuellen zu finden ist. Es handelt sich hier nicht darum, ob dieses gemütliche Element wirklich gefährdet worden sei und ob es nur gefährdet werden könnte; wäre auch alles von Anfang bis zu Ende ein Irrtum gewesen die *Tatsache,* dass das Volk zeigte, dass es sich sein Gemütsleben auf keinen Fall verkümmern lassen wolle, ist uns von Bedeutung und freut uns.»[423]

Alfred Eschers Enttäuschung über den zürcherischen Radikalismus muss tief gewesen sein. Die Konservativen hatten gesiegt, die Radikalen hatten versagt, und zwar gegenüber dem Volk. Die Generation von 1830 hatte sich überlebt. Von jetzt an stand Alfred Escher, und mit ihm viele der jungen Generation, nicht nur in einer äussern Opposition zu den Konservativen, er stand auch der liberalen Partei, so wie sie in die Niederlage hinein- und aus ihr hervorgegangen war, mit innern Vorbehalten gegenüber. Das konnte jetzt, in der Zeit der konservati-

ven Herrschaft, nicht ausgetragen werden. Als aber die Konservativen abgewirtschaftet hatten und der neue Aufstieg der Liberalen zur Diskussion stand, da beschäftigte sich die junge Generation mit der Forderung nach einer innern, geistigen und personellen, Erneuerung. Dann wird sie auch ihre Hoffnungen auf Alfred Escher setzen, wie es Blumer 1844 formulieren wird: «Jedenfalls bedarf sie [die zürcherische liberale Partei] einer Reorganisation, welche vorzugsweise von den jüngern Männern ausgehen muss, u. tüchtiger Führer, wie sie in Dir wohl bald wieder einen solchen erhalten wird.»[424]

Das alles lag allerdings noch im Dunkel der Zukunft. Am Ende des Jahres 1839 konnte Escher nur wissen, dass er zum zweitenmal im gleichen Jahr ein Stück seiner Jugend verloren hatte. Im Frühling hatte er es erleben müssen, dass ihm seine Freunde, weit davon entfernt, ihn als ihren Mittelpunkt anzuerkennen, seine Schwächen vorhielten und ihn aus der «innigsten Gemeinschaft fürs Leben» in ein «angemesseneres», dafür allerdings reiferes Verhältnis verwiesen. Der Umsturz von 1839 aber liess ihn, als Radikalen, auf der Seite der Verlierer zurück. Mit diesen neuen Wirklichkeiten musste er sich in den nächsten Jahren abfinden und auseinandersetzen.

b) Der Abschluss der Studien

Zunächst aber konzentrierte sich Escher fast ganz auf die Fortsetzung und auf den Abschluss seiner Studien. Das befreite ihn allerdings nicht ganz von politischen Fragestellungen. Die geistigen Führer der beiden Parteien, der radikale Vetter Keller und Bluntschli, der konservative Mann des Tages, waren nun einmal unbestritten die beiden angesehensten Professoren der Staatswissenschaftlichen Fakultät, und in den Prüfungen war an keinem der beiden vorbeizukommen. Heikel war das natürlich nur in bezug auf das Verhältnis, in dem Escher zu Bluntschli stand, und dieses Verhältnis war seit 1839, Eschers unbedingtem und polemischem Temperament entsprechend, von Ablehnung, ja von Hass geprägt: wenn er sich über Bluntschli äusserte, geschah es in sarkastisch-verächtlicher Art.[425] Seine Freunde, etwa Blumer und Aepli, konnten ihm hier wieder einmal nicht folgen, sie unterschieden Politik und Wissenschaft, und den Wissenschaftler Bluntschli liessen sie mit Respekt gelten.[426] Für Escher mag das, an Ort und Stelle, schwieriger gewesen sein. Er behalf sich damit, dass er Bluntschlis Vorlesungen, so weit es ging, mied, wie etwa das Pandektenexegeticum des Winters 1839/40, von dem er dürr sagt: «das ich aber nicht zu besuchen gedenke».[427] So blieb es während der sechs Semester vom Frühling 1839 bis zum Frühling 1842 beim wohl absoluten Minimum von zwei Vorlesungen. Dem stehen im gleichen Zeitraum dreizehn Vorlesungen bei Keller gegenüber; als persönliche politische

Demonstration mutet es an, wenn Escher im Krisensommer 1839 ausschliesslich Vorlesungen bei Keller belegte.[428]

Trotzdem wird nicht recht klar, wie er seit 1839 eigentlich zu Keller stand. In den Briefen, die uns von Eschers Heimkehr bis 1843, also bis zum Jahr von Kellers Berufung nach Halle, zur Verfügung stehen, äussert sich Escher zwar, wenn auch mit Zurückhaltung, zur politischen Lage, aber mit keinem Wort über Keller, über seine Politik und über seinen Anteil am Zusammenbruch des zürcherischen Radikalismus. Und doch ist es einfach nicht denkbar, dass Eschers Enttäuschung nicht auch den Politiker Keller hätte einschliessen müssen; und, was den Vorwurf der Sittenlosigkeit betraf, auch den Menschen Keller. In den gleichen Briefen aber äussert er sich in Worten höchster Begeisterung über den Dozenten Keller. «Keller's Collegien sind ausgezeichnet und was Klarheit, nach meiner Meinung die Hauptsache des juristischen Vortrages, anbetrifft, die vorzüglichsten, die ich noch gehört habe. Sehr lieb ist es mir, noch einige systematische Collegien bei Keller zu hören, in denen sich besonders sein logisches Talent und hauptsächlich sein praktischer Geist auf eine herrliche Weise zeigt. Der Zürcherische Zivilprozess ist besonders in letzterer Beziehung ausgezeichnet, und es ist um so interessanter, ihn durch Keller vorgetragen zu hören, weil er der Schöpfer von Hauptpartien desselben ist oder sein wird und seine langjährige Gerichtspraxis[429] die Darstellung mit den anschaulichsten Beispielen würzt.»[430] Wie schon immer, liess es Escher nicht beim Besuch der Vorlesungen bewenden, sondern arbeitete sich auch selbständig in die Hauptgebiete ein. So beschäftigte er sich im Sommer 1839 mit der römischen Rechtsgeschichte und wurde dabei «durch Keller's Rath, Urtheil und literarische Hilfsmittel aufs trefflichste unterstützt».[431] Immer noch stand für ihn das Römische Recht im Mittelpunkt, und diese Neigung übertrug er offenbar auf das ganze römische Altertum. Er muss sich in diesem Sinne Sinz gegenüber geäussert haben, und dieser antwortete ihm: so, wie er sich nun selbst ganz zu Schelling bekenne, so begreife er ebenso gut, «wenn Dich das römische Alterthum in seiner plastischen Abgeschlossenheit, in der Vollendung seines Staatswesens gegenüber dem schwankenden ... neuern Recht so ganz zu beschäftigen u. einzunehmen weiss».[432]

Wenn wir Blumer glauben wollen, der zwar aus der Ferne, aber doch gestützt auf einen regen Briefwechsel, urteilte, schloss sich Escher damals wieder stark in seine Welt ein. Einen leisen Vorbehalt scheint Blumer dabei nicht losgeworden zu sein: «Dass Du jetzt noch so viel als möglich dem Ernste des Lebens auszuweichen suchst u. Dich ausschliesslich um Deine Studien u. Deine Vergnügungen bekümmerst, mag auch ganz gut seyn.»[433] Was aber wäre denn der Ernst des Lebens, dem Escher auszuweichen suchte? Der Textzusammenhang gibt die Antwort eindeutig. Blumer spricht vom Gefühl seiner eigenen Verpflichtung für das Vaterland, anerkennt aber, dass Escher in der jetzigen Situation [1841] in der

Wissenschaft mehr leisten könne als in der Politik. Wollte er Escher trotzdem leise mahnen, über dem Studium den Ernst der politischen Lage nicht zu vergessen? Auf alle Fälle ist die Stelle ein aufschlussreicher Hinweis darauf, dass sich Escher in diesen Jahren der Resignation in aller Ernsthaftigkeit seiner wissenschaftlichen Laufbahn zuwandte.

Diese Auffassung wird noch unterstützt durch Eschers Entschluss, seine Studien mit dem Doktorat abzuschliessen. Im allgemeinen promovierte man damals an der juristischen Fakultät nur dann, wenn man eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollte; Blumer hat es nicht getan, und an der Universität Zürich wird Alfred Escher, im neunten Jahr ihres Bestehens, der erste sein, der die Würde eines Doktors beider Rechte erwarb. Mit Eschers Ehrgeiz allein, der ja unbestritten ist, lässt sich das nicht erklären. Das Doktorat sollte ihm die akademische Laufbahn öffnen; genau von dieser Seite her nahm Blumer die Nachricht von der glücklich bestandenen Prüfung entgegen: «Da Du Dozent zu werden beabsichtigst, [war] die Erreichung der Doktorwürde beinahe unerlässlich.»[434]

Wir wissen nicht, wann Escher von Keller das Thema seiner Dissertation entgegennahm. Es betraf, wie nicht anders zu erwarten, einen Gegenstand aus dem Römischen Recht und lautete «De testium ratione, quae Romae Ciceronis aetate obtinuit» («Über die zu Ciceros Zeiten geltende Lehre von den Zeugen»). Nachdem, wohl im Frühling 1842, Keller die Dissertation angenommen hatte, legte Escher das schriftliche und mündliche Examen ab, letzteres am 12. Juli, und bestand summa cum laude. Am 17. September erfolgte die feierliche Promotion zum Doktor beider Rechte durch Prof. Keller in seiner Eigenschaft als Dekan der juristischen Fakultät.[435]

Dr. Alfred Escher konnte zufrieden sein. Seine Intelligenz, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und ein Fleiss, der nicht immer ganz ohne Pedanterie war, hatten ihn zu einem Erfolg geführt, der ihm, zusammen mit seiner unabhängigen Stellung, eine gesicherte Hochschullaufbahn öffnen musste. Aber ein anderes Anliegen war durch seinen Studiengang nicht erfüllt worden, und zwar gerade darum, weil dieses Anliegen nicht von ihm selbst getragen wurde.

Es ging dabei um einen Bildungsgang, der Escher aus einer gewissen Enge nicht nur der zürcherischen, sondern auch der deutschen wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse hätte hinausführen, der seinen geistigen Horizont hätte erweitern sollen, der ihn eine andere Welt, andere politische Formen und andere Rechtsverhältnisse hätte erleben lassen. Der Anstoss kam von Keller, und die andere Welt, an die er dachte, war die englische.

Keller entwickelte seinen höchst bemerkenswerten «Bildungsplan» schon im Dezember 1838, unter Berufung auf einen Gedanken Eschers, «auf den Frühling

einstweilen nach Hause zurückzukehren». Er äusserte sich zunächst zu den konkreten Studienverhältnissen in Berlin, löste sich dann aber von dieser etwas engen Betrachtungsweise und versuchte Escher in ganz andere Dimensionen hineinzuführen. «Nun kommt aber noch ein Hauptpunkt, der wohl Deine sorgfältige Beachtung verdient. Ich halte es nämlich für einen durchaus veralteten Bildungsplan wenn wir Schweizer die s.g. solide Bildung ausschliesslich in Teutschland holen wollen und dann — gleichsam zur Erholung u. zum Überfluss — nachher noch ein wenig durch Frankreich u. England reisen wie auf die Löffelschleife oder um sonst einige zufällige Blüthen zu pflücken. Es ist diess ein Überrest der Ansicht, dass das Rechtswesen ein blosses bücherstaubiges gelehrtes Wesen u. das Staatswesen im Ganzen ein recht geheimes Wesen sei. Man vergass fast ganz, dass das Rechts- u. Staatswesen ein Zweig des öffentlichen Wesens ist. Die Römischen Juristen würden sich im Grabe umkehren, wenn sie wüssten, welche Philister man durch jenes Vergessen aus ihnen oft gemacht hat. So halte ich die Anschauung eines tüchtigen öffentlichen Lebens im Allgemeinen u. für das Rechtswesen insbesondere, für die zweite Hälfte der Bildung, welche ein schweizerischer Staatsmann oder Jurist suchen u. auf welche er einen wesentlichen Theil seiner Bildungszeit verwenden soll. Hierfür ist nun in Teutschland nichts zu finden, und was wir in der Schweiz sehen, ist so roh, verworren u. uncultivirt, dass man nur zu geneigt wird, den Despotismus der Freiheit vorzuziehen, wenn man diese nur in dieser Gestalt gesehen hat. Hier ist ein Correctiv durchaus erforderlich, u. dieses finde ich in dem Anschauen, oder lieber in dem rechten Mitleben eines auf höherer Stufe stehenden öffentlichen Lebens eines freien Landes. Sieh nur die schiefen, steifen u. bornirten Richtungen unserer meistens ganz in Teutschland gebildeten jungen Leute an. Wahrlich, es ist der Mühe werth es recht mit Augen zu sehen, dass ein Volk bei einer tüchtigen, kräftigen Staatsgewalt wahrhaft frei sein kann und dass gute Ordnung durch solide Freiheit nicht aufgehoben wird. Nicht zu gedenken, dass für die Justiz insbesondere in einem Lande, wo sie in der That u. Wahrheit dem öffent. Leben angehört, etwas zu lernen sein muss. Deswegen ist mein angelegentlichster Wunsch u. Rath, dass Du nach England gehest, aber nicht für eine kurze Reise, sondern für einen fixen Aufenthalt von 1—2 Jahren. Dort wird aber nicht die Rede sein von Collegienhören, sondern nur von eignem Studium u. dabei von Beobachtung des öffentlichen Lebens im weitesten Sinne. Eben desswegen möchte ich nicht sagen Du solltest jetzt schon dorthin gehen, im Gegentheil spricht diess wieder für Deine einstweilige Rückkehr, denn jener Aufenthalt wird um so fruchtbarer sein, je weiter Du vorher in den rein wissenschaftlichen Studien, namentlich des Röm. u. Germ. Rechtes fortgeschritten sein wirst. So würde ein Zwischenaufenthalt von 1—1½ Jahren in der Heimat in dieser Beziehung nur erspriesslich sein . . .» Zu einem sofortigen Englandaufenthalt von einigen Jahren würde er

nur raten, wenn Escher fürchten sollte, dass er später mit Rücksicht auf seine Eltern nicht mehr für längere Zeit fortgehen könnte. Aber: «Die beste Pietät gegen die Aeltern ist, aus sich selbst etwas tüchtiges zu machen.»[436]

Escher muss dieses grosse Projekt zunächst ernsthaft in Betracht gezogen haben, und zwar noch in Berlin, als seine Krankheit der Heilung entgegenging. Am 23. März 1839 berichtete er Bethmann-Hollweg darüber, der sich zu dieser Zeit selbst in England befand, und vom 25. Oktober ist Hollwegs Antwort datiert. Er begrüsst Eschers «gründlich angelegten Plan» und vertraut auf die «Leitung und Hülfe durch ausgezeichnete Lehrer in Ihrer Vaterstadt, ... und was sie nicht bietet, überhaupt sonst kein Land, ein grossartiges öffentliches Leben, das gehen Sie dann in England zu schauen». Die Bewunderung für England teilt er mit Keller, nur überschattet er sein kleines Bild mit etwas poetischer Wehmut. «Zwar sehen wir nach dem Zeugniss aller Kundigen nur die rudera[437] von Alt-England — schon Niebuhr beweinte dessen Untergang. Aber welch unerschöpflichen Schatz hat es seinen späten Enkeln hinterlassen, wie gross und mächtig, wie reich an politischer Weisheit sind diese doch noch im Vergleich mit allen andern Völkern! Aber diese politische Grösse (im weitsten Sinn) hängt auch aufs genauste mit dem Kirchlichen zusammen, das ebenso treu bewahrt, so tief in der Nation gewurzelt, der eigentliche Lebenskeim, d. Lebenswärme für jene zu sein scheint.»[438] Die letzte Bemerkung, nach dem «Zürichputsch» geschrieben und ohne Zweifel als Anspielung gemeint, mochte für Escher eher eine bittere Pille sein.

Aber auch Hollwegs Zustimmung konnte Escher nicht dazu bestimmen, den verführerischen Plan Kellers zu verwirklichen. Er blieb zu Hause und ging erst nach dem Doktorat für ein paar Monate nach Paris, mit Kellers Worten «wie auf die Löffelschleife». Der künftige Dozent der Rechte (was er ja werden wollte) wie der künftige Politiker (auf den Escher in seiner Studienzeit nie zu sprechen kam) hatte damit eine einzigartige Chance vertan, weite und vertiefte Weltkenntnis zu gewinnen. Der Weg war ihm eindringlich gewiesen worden, die materiellen Mittel waren für das Haus Escher keine Problem, — aber Alfred Escher versagte sich. Gründe dafür lassen sich nur vermuten. Gagliardi merkt an, Escher sei dem Rate Kellers nicht gefolgt, sondern in Zürich geblieben, «wo er schon als Student eine deutliche Führerrolle spielte».[439] Das würde dann heissen, dass er ein Präsidium im Zofingerverein der Welterfahrung vorzog. Hielt ihn die Sorge um seine Eltern zurück? Wartete er, statt im grossen zu disponieren, auf Kellers vorauszusehenden Abgang von der Universität, um seine Nachfolge anzutreten? Hoffte er auf einen Umschwung in der politischen Lage, statt im Gegenteil der konservativen Herrschaft für ein, zwei Jahre den Rücken zu kehren? Man kann die Frage angehen, von welcher Seite man will, es bleibt immer nur die Antwort: Für Alfred Escher war das Abenteuer einer vom Augenblick

losgelösten, unvoreingenommenen Bildung immer noch und offenbar endgültig kein zwingendes Anliegen; er war in seinem ganzen Wesen auf sich selbst, auf die Welt des «Belvoir» und auf die heimischen politischen Verhältnisse fixiert. Die verpasste Chance einer wesentlichen Welterfahrung war dafür nur ein Zeichen; aber sie lässt darüber nachdenken, warum es Escher nie gelingen sollte, sich aus den Verstrickungen des Tageskampfs zu lösen und, statt Politiker zu sein, Staatsmann mit geistiger Ausstrahlung zu werden.

Im Zusammenhang mit den Studienproblemen darf ein Ausblick auf Eschers Teilnahme an der Studentenpoltik der «Zofingia» nicht fehlen. Im Rahmen dieser Arbeit kann das allerdings nur mit einigen wenigen Hinweisen geschehen. Die Geschichte der ersten eidgenössischen Studentenverbindung ist geschrieben, und für die Rolle, die Escher in ihr spielte, liesse sich aus den Korrespondenzen der Studienzeit nichts Neues gewinnen.[440]

Seit 1819, dem Geburtsjahr Eschers, fanden sich Studenten der schweizerischen «Akademien» im zentral gelegenen Zofingen zusammen, in einem sich allmählich erweiternden Kreis und in einer denkbar einfachen Organisation, welche die kantonalen Sektionen in einem Zentralausschuss zusammenfasste. Die Zofingia war die Antwort der akademischen Jugend auf die engen und bedrückenden Verhältnisse der Restaurationszeit; sie stellte der konservativen Grundtendenz, dem kantonalen Egoismus und der aussenpolitischen Hilflosigkeit die Ideale der Vaterlandsliebe, der Freiheit und der Freundschaft entgegen, sie wandte sich von der Resignation ab und einem neuen Zukunftsglauben zu.

Entscheidend für das Selbstverständnis der Zofingia war aber, dass sie ihre Ideale als rein geistigen Besitz pflegte, dass sie sich an keine Partei band, dass sie sich stets vom unmittelbaren politischen Handeln fernhielt. Nicht ein politisches Programm war ihr Ziel, sondern die geistige Bildung der in ihr zusammengeschlossenen Schweizer Studenten zu Schweizer Bürgern. Leicht war es nicht, an diesem stark aus dem Geiste der Romantik gewachsenen Ideal festzuhalten. Ungeduld und Tatendrang konnten immer wieder zu Diskussionen in den Sektionen und im Gesamtverband führen. Vor allem der liberale Umsturz der frühen dreissiger Jahre brachte eine vorübergehende Krise: fortschrittlicher gesinnte, aktivere Zofinger spalteten sich ab und gründeten 1832 die neue Verbindung «Helvetia». Die Zofingia antwortete darauf mit einer noch verstärkten Vergeistigung. 1834 wurde der Vereinszweck mit dem einen, bündigen Satz umschrieben: «Der Zofingerverein hat zum Zweck das Wohl des Vaterlandes», und bewusst forderten die Zofinger, dass dem Vaterland mit Freundschaft *und* Wissenschaft zu dienen sei. Damit eröffnete sich das «goldene Zeitalter» der spätern dreissiger Jahre.

Das war das Zofingertum, wie Escher und seine Freunde es verstanden, von ihm wurden sie in mancher Hinsicht geprägt. Zeitstimmung und zofingische Ideale, beide nährten in gleicher Weise die Heimatliebe und den Freundschaftskult der jungen Studenten.

Alfred Escher war dem Zofingertum leidenschaftlich verbunden. Hier fand er eine geistige Heimat, aber auch einen Wirkungskreis, in dem er sein Bedürfnis nach Diskussion und lebendiger Auseinandersetzung ausleben konnte. Bei den Grundsatzdebatten vertrat er, der leidenschaftlich politisch Veranlagte, mit Überzeugung das rein geistige, nicht dem Tagesgeschehen verpflichtete Prinzip. Eine solche Differenzierung gehörte allerdings zum Wesen der Zofingia, die ja nicht selbst politisieren, sondern verantwortliche Bürger für die Zukunft heranbilden wollte. Als Präsident der Zürcher Sektion (1839—1840) wie als Zentralpräsident der Zofingia (1840—1841) wirkte Escher vor allem dahin, die verschiedenen Richtungen und Strömungen dem Gesamtideal unterzuordnen. Dank seiner klaren Haltung und seiner Tatkraft setzte er die Auffassung durch, «dass beim Streben nach Bildung jeder [Zofinger] sich zum Bewusstsein bringe, was wir als Bürger sind, sein können und sein wollen».

Spielte er so für die geistige Prägung und damit für die Geschichte der Zofingia eine wesentliche Rolle, so ist es doch auch bezeichnend, mit welcher Selbstverständlichkeit er diese Rolle übernahm. Schon früh fiel ja sein Hang zu führen und zu herrschen auf; Friedrich von Wyss fühlte sich gerade von dieser Eigenart Eschers bald abgestossen. Und doch war es auch nicht willkürlich, wenn Escher sich zur Vereinsleitung hingezogen fühlte; seine ungeheure Arbeitskraft und sein Organisationstalent gerade im Zusammenhang mit dem Vereinsleben wurden von seinen Kommilitonen vorbehaltlos anerkannt.[441]

c) Die Beschäftigung mit der Praxis

Auf eine andere Seite von Eschers Persönlichkeit weist Sinz mit den Worten hin: «Ich sehe Dich in vollem Verkehr mit der industriellen wie mit der wissenschaftlichen Welt; Audienzen ertheilen, Pakete von Briefen spediren.»

Alfred Escher galt bei seinen Freunden stets als der «Praktiker», der vom «Verkehr» etwas verstand. Dabei ist unter dem Begriff der Praxis hier weniger die Anwendung der theoretisch erworbenen juristischen Kenntnisse auf irgendeinen Fall des praktischen Rechtslebens zu verstehen als vielmehr die Erfahrung wirklicher Lebens- und Rechtsformen, wie sie im geschäftlichen Verkehr Gültigkeit haben. Diese Art praktischer Erfahrung lernte Escher durch die Mithilfe bei den Geschäften seines Vaters; nur stossen wir hier wieder an die Grenze,

dass wir über die Art dieser Geschäfte nicht wirklich unterrichtet sind; über eine Interpretation der von Sinz verwendeten Begriffe hinaus kommen wir nicht.

Um mit der «wissenschaftlichen Welt» zu beginnen: dass Escher in brieflicher Beziehung zu einer ganzen Welt von Römischrechtlern gestanden hätte, lässt sich ja nicht denken. Gemeint dürfte die Welt der Entomologen sein, mit der Heinrich Escher in Beziehung stand. Nachdem Oswald Heer die Betreuung der Sammlung aufgegeben hatte, erledigte Alfred Escher wohl einen Teil der notwendigen Korrespondenz.

Näher an die geschäftliche Praxis heran führt uns der Begriff der «industriellen Welt». Als Industrie bezeichnete man noch weit ins 19. Jahrhundert hinauf ganz allgemein die gewerbliche Produktion, vor allem im Grossbetrieb. In diesem Bereich, muss man annehmen, war Heinrich Escher zwar nicht unternehmerisch, aber finanziell beteiligt, und durch die Mithilfe bei diesen geschäftlichen Verbindungen wurde Alfred Escher in die Erscheinungsformen, in die Terminologie und in das Funktionieren der geschäftlichen Vorgänge und Abläufe eingeführt.

Wir finden Hinweise auf diesen Sachverhalt über die Jahre hin, und wenn die Freunde davon sprechen, dann schimmert immer durch, dass Eschers Geschäftskenntnisse zu seinen «besondern Verhältnissen» gehörten. Schon der Siebzehnjährige musste sich in Vaters Abwesenheit «mit mancherlei Dingen abgeben, deren Besorgung mir um so Zeit raubender war, je neuer sie für mich waren».[442] Vor der Abreise nach Bonn hoffte Blumer, «über die Versendung der Kisten u. über die Wechsel» von Escher noch das Nötigste zu vernehmen.[443] Dass Escher seit seiner Rückkehr ins «Belvoir» seinen Vater in den Geschäften unterstützte, haben wir schon gehört,[444] wobei er allerdings die Sicherung einbaute, dass das bloss in seinen Erholungsstunden geschehe. Und wieder Blumer bezeugte ihm 1841 «die praktische Gewandtheit u. Geschicklichkeit, die Du Dir durch frühe Vertrautheit mit dem Verkehrsleben erworben hast».[445]

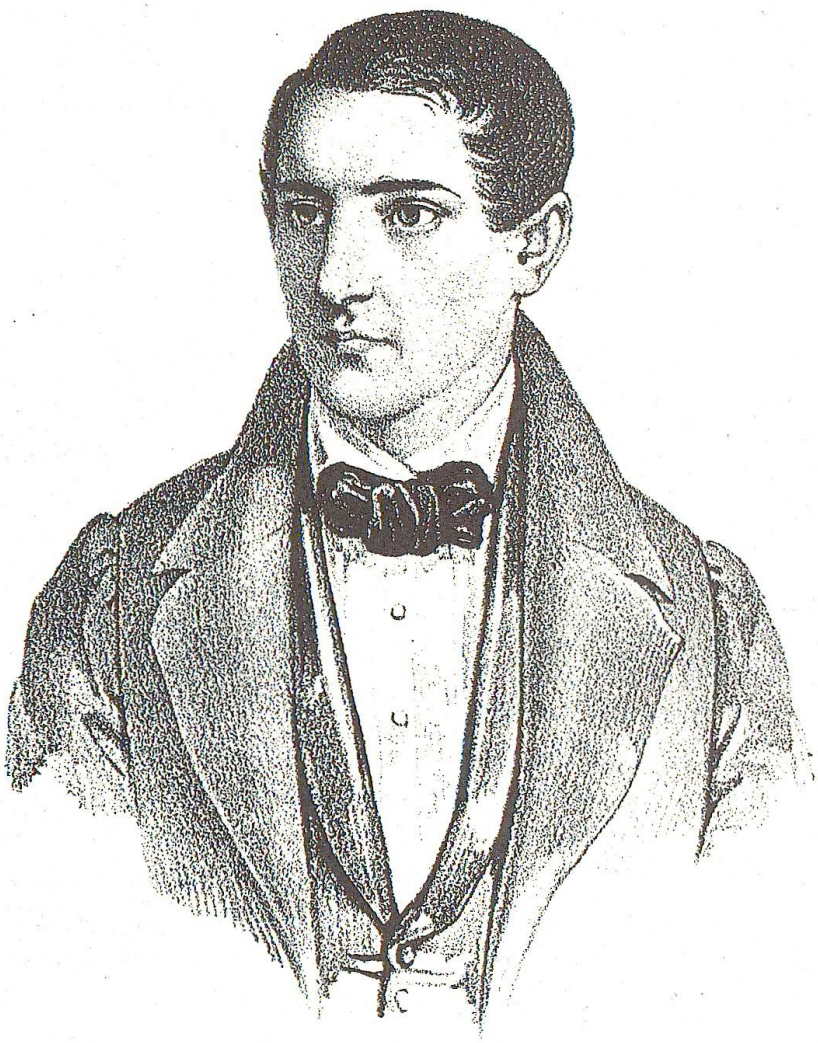
Bei Escher stets auf Tätigkeit gerichtetem Temperament konnte es kaum ausbleiben, dass er seine Kenntnisse auch selbständig anzuwenden suchte. Es stehen uns dafür allerdings nur zwei Hinweise zur Verfügung. Der erste mutet eher etwas abenteuerlich an. Johann Jakob Tschudi, der sich einen Namen als Naturforscher machen sollte, hatte sich 1838 zu einer Reise nach Peru aufgemacht, die bis 1843 dauerte.[446] Er blieb mit seinen Studienfreunden in brieflichem Kontakt, Escher erhielt von ihm im Herbst 1839 und im Frühjahr 1842 zwei ausführliche Reisebeschreibungen. Die beiden standen sich eigentlich nie sehr nahe, und wir kennen die näheren Umstände nicht, — auf alle Fälle entschloss sich Escher, Tschudis Unternehmen durch die Gründung einer Aktiengesellschaft zu unter-

stützen. Der Plan zerschlug sich dann allerdings, und Tschudi — verletzt durch Eschers taktlose Bemerkung: «Du bist doch nur ein sammelnder Naturforscher» — lehnte jede solche Unterstützung höflich aber mit kühler Bestimmtheit ab: «Vor allem meinen herzlichen Dank für Deinen Eifer mit dem Du eine Actiengesellschaft zu sammen zu bringen suchtest, ich anerkenne Deine liebevollen, reinen Beweggründe, aber erlaube mir zugleich Dir zu sagen, dass es mich unendlich freut, dass sie nicht zu Stande gekommen ist, u. dass, wenn sie auch ins Leben getreten wäre, ich *nie* Gebrauch von dem Gelde gemacht hätte, noch mich entschlossen haben würde, für Actien zu reisen.»[447]

Die zweite Stelle, die auf selbständiges wirtschaftliches Handeln Alfred Eschers hinweist, betrifft jene schon zitierte Mitteilung Blumers, sein Schwager wünschte nötigenfalls «von Dir oder Deinem Vater mit Geldanleihen unterstützt zu werden».[448] Das heisst nicht nur, dass Alfred Escher, neben seinem Vater, schon mit 26 Jahren seine eigenen Darlehensgeschäfte betrieb,[449] es heisst natürlich auch, dass seine Freunde darum wussten. Irgendwie in den Umkreis dieser Darlehensgeschäfte hinein wird auch das Wort von Sinz gehören, dass Alfred Escher Audienzen erteile.

d) Der Freundeskreis

Eschers jugendlich-gefühlshaftes Lob der Freundschaft, in dem sich die Stimmung der Zeit und sein eigenes Bedürfnis nur schwer auseinanderhalten lassen, schloss immer auch die Vorstellung eines Freundeskreises in sich ein. In dem Masse aber, wie er mit seinem wirklichkeitsfremden, unbedingten und anspruchsvollen Verhalten auch auf den Widerstand der Freunde selbst stiess, hörte er mit seinem Reden von der Freundschaft auf, damit allerdings auch wieder einem Wandel der Zeit folgend. Und zugleich änderte sich sein Verhältnis zu den Freunden. An die Stelle des abstrakten, substanzlosen Begriffs der Freundschaft trat die Frage nach der Übereinstimmung des Wesens, der Interessen und vor allem der politischen Haltung. Damit wuchs Escher, ohne für uns erkennbares Bedauern, gerade aus den intensivsten jugendlichen Bindungen heraus, andere Beziehungen traten in den Vordergrund und sein Freundeskreis schichtete sich um. Man könnte auch sagen: an die Stelle der voraussetzungslosen, wesentlich gefühlshaften Jugendfreundschaften traten im Verlauf der vierziger Jahre die politisch motivierten Freundschaften. Von dieser Verlagerung wurde eigentlich einzig Blumer nicht berührt, mit dem Alfred Escher von Anfang an «eine grosse Einstimmigkeit der Ansichten und Bestrebungen»[450] verband. Ganz anders gelagert waren natürlich die Beziehungen zu den beiden ehemaligen Lehrern Schweizer und Heer.



Johann Jakob Blumer (1819—1875) als Student.
Lithographie.
(Privatbesitz Glarus).

Der Sprachgebrauch der Zeit, in der Escher und seine Freunde aufwuchsen, macht es nicht leicht, zwischen Freundschaft und bloss freundschaftlicher Beziehung zu unterscheiden. Es kann aber kein Zweifel sein, dass, ausserhalb der Familie, Blumer der Mensch war, mit dem Escher die engsten und dauerhaftesten Bande verknüpften und dass sich diese Freundschaft aus dem Leben beider Männer nicht wegdenken lässt. Dabei konnte sich auch dieses Verhältnis dem Wandel der Zeitstimmung, der Reifestufen und der äussern Voraussetzungen nicht entziehen. Nie aber kam es zu einem Zerwürfnis, das sich nicht wieder hätte heilen lassen.

Wir haben schon davon gesprochen, wie die beiden «sich liebenden Jünglinge» aus den gefühlshaften Anfängen der Jugend und der Zeitstimmung den Weg zu einem «angemesseneren Verhältnis» finden mussten.[451] Die neugewonnene Beziehung führte, seit Blumer im Herbst 1840 sein Studium abbrach und nach Glarus zurückkehrte, zu einem regen Briefwechsel, in dem sich die beiden Freunde über alles aussprachen, was sie in diesen bewegten Jahren beschäftigen konnte. Allein für die Zeitspanne bis 1845 haben sich 68 Briefe Blumers erhalten, während Eschers Gegenbriefe ja im Brand von Glarus 1861 untergingen: ein unersetzlicher Verlust für die genauere Erfassung von Eschers Persönlichkeit in diesen entscheidenden Jahren, für den das Spiegelbild, das sich in Blumers Briefen abzeichnet, keinen wirklichen Ersatz bieten kann.

Blumer besuchte während der beiden Semester vom Herbst 1839 bis Herbst 1840 noch Vorlesungen in Zürich, dann ging er endgültig zurück, nach Glarus. Eine akademische Laufbahn konnte und wollte er nicht in Betracht ziehen. Seine Eltern hatten ihm schon längst zu verstehen gegeben, dass er für seine praktische Tätigkeit in Glarus «bald geschickt genug»[452] sei, und andrerseits hatte er sein Studium von Anfang an als Vorbereitung für den Staatsdienst aufgefasst.[453] Genau das unterschied ihn von Escher: dass er sich stets vorbehaltlos in Übereinstimmung mit seinem glarnerischen Staatswesen fühlte und dass er es als seine vornehmste Pflicht empfand, seiner Heimat die besten Kräfte zu widmen;[454] was ja nicht ausschloss, dass er damit auch in die innern Auseinandersetzungen der glarnerischen Politik, als Liberaler, einbezogen wurde. Er liess sich 1840 zum Landesarchivar ernennen, 1841 ins Zivilgericht und 1842 in den dreifachen Landrat[455] wählen. Zugleich aber begann er die glarnerische Rechtsgeschichte zu erforschen, «zunächst zum Behufe meiner künftigen richterlichen Praxis»,[456] ein Unternehmen, das ihn schliesslich zu grundlegenden Werken zur schweizerischen Rechts- und Staatsgeschichte führen sollte,[457] in einer Zeit, da Escher seine wissenschaftlichen Pläne längst begraben hatte.

Während seiner Zürcher Zeit hatte Blumer auch Alfred Eschers Familie im «Belvoir» kennengelernt. Der Gegenbesuch Eschers aber wollte lange nicht gelingen, immer wieder kam ein Hindernis dazwischen. Im Oktober 1841 war es dann endlich soweit, und Blumer war glücklich, dass er seinen Freund in seine Familie einführen, dass er ihm sein Tal und dessen Bewohner zeigen konnte. Hatte Escher bisher für Blumers Welt kein Verständnis gezeigt, hatte er ihn von Glarus fort, nach Zürich ziehen wollen? Wir wissen darüber nichts, aber im Brief, mit dem Blumer den Besuch verdankte, klingt so etwas auf: «Ich bin auch sehr froh darüber, dass Du meine hiesige Lage u. Stellung überhaupt etwas besser würdigen gelernt hast, als es früher der Fall gewesen zu seyn scheint. Ich weiss gar wohl u. fühle es am besten seitdem Du uns verlassen hast, dass mir Vieles hier

mangelt; allein es wäre doch von mir u. von den andern eine gewaltige Einseitigkeit, wollte man mich hier als in einer Art von Verbannung u. geistigem Elend lebend betrachten».[458]

Schlimmer als diese offenbar etwas überhebliche Beurteilung von Blumers Stellung in Glarus war, dass Escher in einem auf den Besuch folgenden Brief eine der Taktlosigkeiten beging, wie sie ihm immer wieder unterliefen und die sehr leicht das Freundschaftsverhältnis hätte zerstören können. Es ging um Blumers Braut.

Im November 1841, also nach Eschers Besuch, verlobte sich Blumer mit seiner Cousine Susanna Heer, am 28. November gab er Escher darüber Bericht.[459] Ihre «edle Weiblichkeit, ihr gebildeter Geist u. ihr reiches Gemüth» hatten ihn «mächtig angezogen».[460] Escher muss sie bei seinem Besuch kennengelernt haben, und er nahm zu Blumers Wahl in einer Art Stellung, die dieser doppelt zurückwies: als ein Urteil über den Menschen ohne nähere Bekanntschaft, aber auch als ein Urteil, das von einem blossen «Ideale holder Weiblichkeit» ausgehe. Und wir dürfen beifügen: von einem Ideal, dem wohl etwas von Zeitgeist anhaften mochte, das aber vor allem von unreifer Ahnungslosigkeit zeugte. Beide, Blumer und Escher, waren um die 22 Jahre alt, aber Blumer war bereits ein Mann, der eine Braut zu wählen und mit der Frau eine bis zuletzt glückliche Ehe zu führen wusste. Aus dieser innern Sicherheit heraus konnte er dem Freund antworten: «Etwas missstimmt hat mich aber die Art, wie Du die Persönlichkeit meiner Braut aufzufassen scheinst, die sich nicht nur in dem, was Du direkt von ihr sagst, sondern mehr noch in dem Ideale einer Braut, wie Du es Dir denkst, in welchem sich die Polemik nicht verkennen lässt, ausdrückt. (. . .) Du verlangst von Deinem Ideale holder Weiblichkeit vorzüglich das Vorwalten eines reichen Gemüthes u. unbedingter Hingabe, natürlich nicht gegen Jedermann, sondern gegen den Auserwählten; ich stimme Dir hierin ganz bei u. fühle mich glücklich Dir versichern zu können, dass ich beides bei meiner Braut im vollsten Maasse finde. Dagegen gestehe ich Dir, dass ich in dieses Bild etwas weniger Passivität aufnehmen würde, als Du hineingelegt hast, was aber vielleicht nur in dem Ausdrucke liegen mag. Ich verlange allerdings auch bei dem Weibe, das mich anziehen soll, eine Individualität, wenn auch eine weniger abgeschlossene, sich selbst genügende, als bei dem Manne, eine Individualität eben blos des Gefühlslebens, während die unsrige aus durchdachten Maximen u. angebornen Neigungen zusammengesetzt ist. Ich verlange von dieser Individualität wie von jeder andern, dass sie, wie ich auf sie einwirke, so auch auf mich zurückwirke, natürlich nicht mit der Kraft eines scharfen Verstandes noch mit dem hinreissenden Beispiele eines energischen Willens, sondern mit der oft eben so überwältigenden Wucht eines reinen u. tiefen Gemüthes. Jeder, der eine so innige Verbindung für's ganze Leben schliesst, wird gewiss lebhaft fühlen, dass er dabei nicht blos

geben, sondern auch empfangen will, wenn er auch als Mann auf die aktivere Rolle Anspruch machen kann u. für seine Thätigkeit hier einen durch die Liebe vermittelten, sehr fruchtbaren Wirkungskreis finden wird. Dabei lassen sich nun immer auch bei dem Weibe ausgebildetere, geistig durchdrungenere Individualitäten von weniger ausgebildeten unterscheiden; Du wirst es begreiflich finden, dass ich von meinem Standpunkte aus die erstern vorziehen muss. Verzeihe mir nun diese lange Erörterung; sie wurde mir durch Deine Bemerkungen abgedrungen. Ich selbst fühle wohl, dass eine gar zu eifrige Beschäftigung mit diesem Gegenstande mir kaum erspriesslich wäre.»[461] In Kürze ergibt sich aus diesem kulturgeschichtlich immerhin interessanten Dokument: Blumer sah die Frau und ihre Rolle in den grossen Zügen eben so, wie die Zeit sie sah; er billigte der Frau aber eine geistige Individualität zu, die je nach dem Grade ihrer Ausbildung auf den Mann zurückwirken konnte und sollte; und er gab Escher klar zu verstehen, dass er um eines «Ideals holder Weiblichkeit» willen nicht bereit war, seine Ansprüche menschlicher und geistiger Art zu verleugnen.

Der Zwischenfall belastete das Verhältnis der beiden Freunde in der Folge nicht eigentlich, konnte aber doch nicht einfach vergessen werden. Blumer wollte es scheinen, es «hätte sich [durch die Verlobung] in Deinen Augen eine Art von Scheidewand zwischen uns erhoben».[462] War Escher eifersüchtig, wenn seine Freunde andere, stärkere Bindungen eingingen? Im Sommer 1838 hatte ja Oswald Heer in gleicher Situation ähnliche Reaktionen Eschers engegennehmen und zurückweisen müssen. «Erst jetzt fühle ich so recht, wie ungerecht Deine Beschuldigung war, dass die Liebe zu meiner Gritte die zu meinen Freunden verschlungen habe.»[463] Immerhin wurde Susanna Heer bei einem Besuch des Brautpaars im «Belvoir» von der ganzen Familie herzlich empfangen.[464] Aber noch im Frühling 1843 geisterte das Thema herum. Escher fragte von Paris aus, offenbar misstrauisch, warum ihm Blumer keine Grüsse von der Braut schicke, Blumer antwortete, das sei blosse Zufälligkeit des Briefeschreibens und habe nichts zu bedeuten, trotzdem Eschers Äusserungen über seine Braut allerdings nicht von der Art gewesen seien, «dass sie einen Bräutigam freuen konnten». Dann aber, «da jeder Kampf in meinem Innern längst beschwichtigt ist», rang er sich auch noch dazu durch, dem Freund für seine damalige Offenheit zu danken![465] Die Hochzeit fand dann am 22. Juni 1843 statt,[466] als Escher noch nicht nach Zürich zurückgekehrt war. Das liess sich zwar mit der vierwöchigen Hochzeitsreise durchaus erklären und rechtfertigen, aber trotzdem, — Escher war nicht dabei.

Die dramatische Entwicklung der eidgenössischen Verhältnisse, die Berufung der Jesuiten nach Luzern und die nachfolgenden Freischarenzüge führten die beiden Freunde dann aber auf der politischen Seite wieder näher zusammen.

Blumer hatte dem radikaleren Escher gegenüber ja immer wieder seine selbständige, gemässigtere Stellung durchblicken lassen. Im Oktober 1844 aber, nach einer Zusammenkunft in Appenzell, wo sie sich über alle wichtigen Fragen der Zeit unterhalten hatten, bestätigte Blumer seinem Freund, «dass wir beide uns in unsern politischen u. religiös-kirchlichen Grundansichten bedeutend genähert haben».[467]

Wenn die Übereinstimmung in der politisch liberalen Überzeugung eine Grundlage für die Freundschaft mit Blumer war, so konnte das für das Verhältnis zu den Brüdern von Wyss und zu Jakob Escher nicht gelten. Die drei kamen aus konservativ-gesinnten Familien, wobei die Brüder Wyss offenbar politisch bewusster waren als der eher scheue und zurückhaltende Jakob Escher.

Alfred Escher hatte mit Friedrich von Wyss das obere Gymnasium besucht und traf ihn wieder in den gemeinsamen Zürcher Semestern des Jahres 1837 und dann vom Herbst 1839 bis zum Herbst 1840. Über Friedrich kannte Escher natürlich auch dessen Stiefbruder Georg von Wyss. Er traf die beiden wieder, als er im Herbst 1838 mit Blumer nach Berlin zog, wo die von Wyss in Hausgenossenschaft mit Jakob Escher lebten.

Von einer wirklichen Freundschaft zwischen den beiden Brüdern und Alfred Escher konnte im Ernst nie gesprochen werden, die beiden fühlten sich früh vom anspruchsvollen Getue Eschers menschlich abgestossen. Allerdings verkehrte man, als Kommilitonen, «äusserlich freundlich»[468] miteinander, aber die Nachrichten, die über die Zürcher Ereignisse 1839 nach Berlin kamen und die Parteinahme Eschers für Keller brachte «die innere Disharmonie, die bei allem äussern Zusammenleben dennoch stets fühlbar war, völlig zum Ausbruch. Ich bin wirklich froh«, schreibt Friedrich von Wyss, «von ihm wegzukommen: dieses vornehme und dennoch seichte Verstandessophistisiren ist mir recht widerwärtig geworden».[469] Noch angewiderter äussert sich Georg von Wyss Ende 1840, wenn er von den zürcherischen Konzerten berichtet und sagt: «Alfred mit Bart, Stok und Rok ermangelt nie zu erscheinen. Vergebung, dass ich Dir diese widrige Figur aufführe. Auch ich drehe ihm jederzeit den Rücken.»[470] Diese Ablehnung, die den Menschen wie den politischen Gegner unentwirrbar traf, liess sich wohl nicht verdecken. Escher rächte sich dafür, indem er, zu politischer Macht gelangt, den beiden grossen Juristen jede nur erdenkliche Schwierigkeit in den Weg legte.[471]

Langsam, fast zögernd vollzog sich die Entfremdung zwischen Alfred Escher und Jakob Escher. Dabei war das, was Alfred Escher während der ersten Semester als eine bevorzugte Freundschaft sehen wollte, doch schon früh in Frage gestellt: Jakob Escher zog ja ganz offensichtlich den Umgang mit den Brüdern

Wyss vor, er ging mit ihnen nach Berlin, dann, 1839, mit Friedrich nach Bonn und lebte 1838/39 in Hausgemeinschaft mit ihnen. Aber Alfred Escher war damals nicht fähig, Abstufungen in den menschlichen Beziehungen zu erfassen. Noch im Mai 1838, als sich Jakob Escher bereits in Berlin befand, schrieb er ihm: «Aber *das* habe ich Blumer schon oft gesagt, und wir werden es oft noch zu einander sagen, dass wir [Alfred Escher und Blumer] ein zweiblättriges Kleeblatt sind und dass das dritte Blatt den zwei andern hätte folgen sollen und dass es uns jetzt fast als eine Waise erscheint. Nicht wahr, mein Lieber! Du verstehst uns?» [472]

Jakob Escher fühlte sich in Berlin und anschliessend in Bonn durchaus nicht als Waise. Sicher war er Alfred Escher gegenüber freundschaftlich gesinnt, seine Briefe waren sehr zuvorkommend und einfühlend, aber er lebte in einer ganz andern, geistig weithin geöffneten Welt, und seine Zukunft stand ihm gesichert und vorgezeichnet vor Augen. Er konnte den Freund, so anders er war, als Menschen ertragen, bis auch dieses Verhältnis an den politischen Ereignissen von 1839 und ihren Auswirkungen zu zerbrechen begann. Auf wann dieses Auseinanderleben anzusetzen ist, lässt sich nur im Ungefähren sagen. Jakob Escher äussert sich in seiner Selbstbiographie darüber zurückhaltend und ungenau. Er überblickt die ganze Zeit vom Septemberputsch 1839 bis zum Jahr 1845, als die radikale Partei im Grossen Rat wieder die Mehrheit erlangte, und weist auf den Zustand der Spannung und Unzufriedenheit hin, der auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einen nachteiligen Einfluss hatte. «Es wurde viel und in leidenschaftlicher Weise politisiert und dieses geschah namentlich auch in einer Gesellschaft ehemaliger Studiengenossen, welche sich im Sommer an einem Mittwoch im Drahtschmiedli, im Winter in einem Kaffeehaus der Stadt versammelten. Alfred Escher und Bollier,[473] nachher Regierungsrath, damals noch Untersuchungsrichter, führten dabei namentlich das grosse Wort und hörten nicht auf, über die conservativen Mitglieder der Regierung, ganz besonders Dr. Bluntschli, zu schmähen und zu spotten. Es war mir dieses so unangenehm, dass ich mich ganz von der erwähnten Mittwochgesellschaft zurückzog und auch den Verkehr mit Alfred Escher abbrach, wie auch er aufhörte, mich zu besuchen.» Dann folgt noch ein Hinweis auf den von Jakob Escher missbilligten Auftritt Alfred Eschers an der Volksversammlung von Unterstrass am 26. Januar 1845.[474]

Eine genauere zeitliche Einordnung der Vorgänge lässt sich offensichtlich nur aus der Erwähnung der Mittwochgesellschaft gewinnen, über die noch zu sprechen sein wird. Nach der einzigen Überlieferung, die uns zur Verfügung steht, wurde sie erst im Jahre 1842 gegründet,[475] und das liegt doch um einiges von 1839 weg. Tatsächlich vermengt Jakob Escher in seinen Erinnerungen zwei Dinge miteinander: seine innere Absage an Alfred Escher aus politischen Grün-

den, die in den Ereignissen von 1839 wurzeln, und seine vorübergehende Beteiligung an der Mittwochgesellschaft, die ihn schliesslich politisch und menschlich abstiess. Dazwischen aber liegt, im Sommer und Herbst 1841, sein Aufenthalt in Göttingen, wo er doktorierte, und dann, anschliessend, vom November 1841 bis März 1843 sein Aufenthalt in Paris und der kürzere Besuch von England; am 24. Juni 1843 war er wieder in Zürich.

Die erste Entfremdung zwischen den beiden Freunden muss also etwa ins Jahr 1840 angesetzt werden. Im Spätherbst 1842 ging Alfred Escher dann nach Paris, wo sich neben Jakob Escher damals auch Carl Sinz zur Abrundung seiner ärztlichen Ausbildung aufhielt. Ein Zusammentreffen im Kreise der Schweizer liess sich nicht vermeiden, und so wandte sich Alfred Escher, noch von Zürich aus, an Sinz, um von ihm etwas über Jakob Eschers Stimmung zu erfahren. Im November erhielt er von Sinz die Antwort: «Um Dir aber vor allem auf Deine Fragen zu antworten, will ich gleich mit *J. Escher* beginnen . . . Ich habe mit ihm von eurem Verhältniss gesprochen. Er gesteht, dass es ihm leid thue, so von Dir sich getrennt zu haben u. bleibt dann immer bei der Posse[476] als Entschuldigung stehen. Im Hintergrunde aber sagt er dann, es wäre ihm in allerlei Hinsicht nicht mehr wohl um Dich gewesen, (besonders in politischer Hinsicht). Direkte Schritte von sich aus zur Hebung der Spannung will er keine machen u. es bleibt daher nichts andres übrig, als dass ihr es dem Schicksal überlasset, wie ihr euch hier [in Paris] zurecht findet. Ich habe ihm viel zugesprochen, aber er bleibt steif u. fest auf seinem Flek stehen.»[477]

Tatsächlich scheint es den beiden gelungen zu sein, sich noch einmal zu verständigen; aus dieser Pariser Zeit stammen die beiden letzten, wichtigen Briefe Alfred Eschers an seinen Freund, in denen er sich über seine Zukunftspläne ausspricht. Wie sehr die erneuerte Freundschaft aber durch die nun immer bedingungslosere Hinwendung Alfred Eschers zum politischen Radikalismus gefährdet war, wird aus den Mahnungen Blumers klar, die von Glarus nach Paris gingen: «Dass Du nun zu Deinen wiedergefundenen Freunden auch Jak. Escher zählen kannst, hat mich natürlich sehr gefreut . . . Du könntest vielleicht seine erneuerte freundschaftliche Gesinnung gegen Dich noch erhöhen u. namentlich auch für die Zukunft befestigen, wenn Du in Eurem Umgange auch jeden Schein von politischer Proselytenmacherei vermeiden würdest; es würden dadurch spätere, Dir feindliche Einwirkungen auf ihn vollends unmöglich gemacht werden, und ich glaube doch kaum, wenn Du Euere Freundschaft von durchgängiger Übereinstimmung in politischen Ansichten u. zukünftigen *Handlungen* abhängig machen wolltest, dass alsdann dieselbe auf einer ganz sichern Grundlage beruhen würde.»[478]

Blumers Ratschläge halfen auch nichts. Nach Hause zurückgekehrt, besuchte Jakob Escher zwar noch einige Zeit die Mittwochgesellschaft, am 16. August 1843 nennt ihn Alfred Escher in einem Brief an A. O. Aepli noch als Mitglied, dann aber muss er, des politisch und menschlich rüden Tons überdrüssig, sich von der Gesellschaft und von seinem alten Freund endgültig zurückgezogen haben. Dass er 1845, als Kandidat der Konservativen, nicht ins Bezirksgericht Zürich gewählt wurde, weil Alfred Escher seinen Einfluss zugunsten des Studiengenossen und Mitglieds der Mittwochgesellschaft Franz Hagenbuch geltend machte, war nur noch eine Konsequenz der Entfremdung und gehörte mehr zur alltäglichen politischen Routine; im übrigen erhielt Jakob Escher schon bei der nächsten Wahl von 1846 seine Richterstelle doch.[479] In seiner Selbstbiographie äussert er sich eher selten, dann aber, seinem Wesen gemäss, sachlich und zurückhaltend über seinen ehemaligen Freund.

Mit Jakob Escher rückten auch andere Jugendfreunde aus dem engern Gesichtsfeld Alfred Eschers, wie etwa A. O. Aepli und J. J. Tschudi, starke Persönlichkeiten, die nach der Studienzeit ihre eigenen Wege gingen, ohne dass man ihr inneres Verhältnis zu Alfred Escher näher zu überdenken brauchte. Anders lagen die Dinge wieder bei Carl Sinz.

Über die äussern Lebensumstände von Sinz sind wir schlecht unterrichtet. Er war ein Jahr älter als Alfred Escher, Bürger von Rorschacherberg im Kanton St. Gallen und, nach Blumer, ein Enkel von Müller-Friedberg.[480] In Zürich, Berlin, Halle und Heidelberg studierte er Medizin, doktorierte 1842 in Zürich mit einer Dissertation «De elephantiasi arabum» und habilitierte sich als Privatdozent für Innere Medizin; allerdings las er nur im Wintersemester 1844 und im Sommersemester 1845. Jakob Escher überliefert, er sei später Militärarzt bei den Schweizertruppen in päpstlichen Diensten gewesen, auch nach München sei er gegangen, und er praktiziere «zur Zeit», also um 1885, in Aussersihl. Tatsächlich lässt sich nach der ersten Eingemeindung seine Spur dort nachweisen; 1893 erhielt er das zürcherische Bürgerrecht, und 1896 starb er in Luzern.[481]

Sinz gehörte zu den Freunden, die Escher als junger Student über alles schätzte.[482] Er fühlte sich von ihm in seiner Elternbindung ganz verstanden, rühmte seinen scharfen Verstand und sein tiefes Wesen überhaupt und schenkte ihm seine «wahre Achtung und innigste Liebe».[483]

Dabei war Sinz, gerade mit seinem tiefen Wesen, eine sehr schwierige Natur, belastet mit unglücklichen Jugenderinnerungen, ein ewig Suchender voll innerer und äusserer Unruhe; Blumer nennt ihn eine «Chamäleonsnatur».[484] Seine Briefe sind voller Andeutungen, schwer verständlich ohne Eschers Gegenbriefe. Er ringt, als Naturwissenschaftler, mit Schelling und seiner Naturphilosophie,

aber alles bleibt im Gefühlshaften, zu einer gedanklich-kritischen Auseinandersetzung stösst er nirgends vor. Zwar anerkannte er 1841 «nach vielen Jahren unseligen hin u. herirrens ... das Glaubensbekenntniss welches vor einiger Zeit Schelling in seinem Nekrolog über Döllinger[485] abgelegt durch u. durch als das meinige».[486] Schelling hatte in seinem Nekrolog Döllinger als einen Gelehrten gepriesen, der auch als Naturwissenschaftler das Wissen um seiner selbst willen über die praktische Anwendung gesetzt und die Philosophie als eine Leuchte betrachtet hatte, die ihm auf seinem Weg die Richtung und das letzte Ziel seiner Forschung bestimmte. Diese Auffassung der Wissenschaft mag Sinz bei seinem Versuch, einen akademischen Weg zu gehen, mitbestimmt haben. Auf der andern Seite drängte es ihn immer stärker, sich ganz seinem Beruf als Arzt hinzugeben, und Blumer gegenüber sprach er 1843 «von seiner neuen, praktischen Richtung, in der er sich viel glücklicher fühle, als bei seinem früheren abstrakten Wesen».[487] Zugleich begann er seit 1840 Escher gegenüber seine eigenen Positionen deutlich abzustecken, wobei er in eigenartiger, Escher gegenüber aber bedeutungsvoller Verknüpfung seine Hinwendung zum Beruf mit einer Einschränkung seiner politischen Anteilnahme verband: «Kein anderer Gedanke erfüllt mich als mich ganz dem ergriffnen Berufe hinzugeben u. mich nicht weiter in das politische Leben einzumengen als es die Bürgerpflicht dem Staate gegenüber fordern kann».[488] Dabei betrachtete er den Radikalismus mit immer grösserem Bedenken, den Radikalismus der radikalen Partei wie den Radikalismus von Eschers persönlichem Einsatz. «Ich will nicht sagen dass Du es in der Politik machen solltest wie ich jetzt; aber treibe es nicht zu hitzig u. bewahre Dich vor bösem Blut».[489] Oder: «Es war gewiss nur gut gemeint wenn ich Dich warnte zu rasch Dein Urtheil Dir zu bilden, zu bald Dich mit Leib u. Seele einer Parthey anzuschliessen. Ich sprach nicht von der radikalen Parthey um d[ie] andre zu loben. Beyde liegen mir jetzt als die extremsten auf politisch[em] Gebiete gleich fern, auch kann ich den Grundsatz durchaus nicht theilen, dass es nöthig sei der einen oder andern ohne Rükhalt sich anzuschliessen. Ich halte diese Spaltung in unserm Lande für ein Unglück».[490]

Damit charakterisiert er natürlich Eschers wachsende politische Leidenschaft und Unbedingtheit in den frühen vierziger Jahren, und er meint das alles freundschaftlich-besorgt. Escher aber brachte für den andern Weg, den sein Freund aus innerer Notwendigkeit gehen musste, kein Verständnis auf. So führten die Auseinandersetzungen nur immer weiter in den Zwiespalt hinein. Deutlich spricht es Sinz mit den Worten aus: «Was ich in Deinem Benehmen gegen mich in dieser Zeit auszusetzen habe, ist dass Du eben so sehr mich in eine verlassne Bahn zurückdrängen wolltest während mein ganzer innerer Zustand mich unaufhaltsam auf der neuen vorwärts drängte».[491] Aber einen Freund auf einem andern Gleis zu sehen und sich womöglich noch verständnisvoll damit abzufinden, das

war für Escher nicht möglich: er wandte sich innerlich ab mit der kühlen Bemerkung in einem Gespräch, Sinz könne ihm keine Anregung mehr geben wie früher. Am deutlichsten lässt sich die gegenseitige Entfremdung in einem Bericht Blumers an Escher fassen. «Mit Bedauern erzählt er [Sinz, in einem Brief an Blumer], Du habest ihm im letzten Winter [in Paris] einmal gesagt ‹Du befindest Dich zwar noch wohl in seiner Gegenwart, doch könne er Dir keine Anregung mehr wie früher gewähren›, — was ihn in eine sehr trübe Stimmung versetzt habe. Er fügt diesem bei, dass er überhaupt mehr Schonung im Tone des Widerspruchs erwartet hätte, welcher oft in wahre Stichelei, eine beleidigende und zu ernster Gegenwehr auffordernde Form, ausgeartet sey, dass er nun entschlossen sey, seinen eignen Weg zu gehen, ohne sich zu sehr um das Urtheil Andrer zu bekümmern.»[492]

In den gleichen Winter 1842/43 hinein gehört nun aber noch eine Indiskretion Eschers, die, auch bei einem gespannten Verhältnis, schlechthin unverständlich ist. Den Sachverhalt erfahren wir aus dem Brief von Sinz an Escher vom Oktober 1843: «Es war nach der Rückkehr Tschudy's [aus Südamerika] nach Neuschatel, im Mai, als wir eines Tages uns besprachen über wissenschaftliche Gegenstände. Nach langer cordialer Unterhaltung sagte Tschudy: ‹Nicht mehr. Sie könnten aus meinem Benehmen gegen Sie nicht schliessen, dass ich Ihre Äusserung in Paris, *ich wolle auch in die Medizin hineinpfuschen,* Ihnen bös aufgenommen habe.› Ich war über u. über roth, das Faktum war richtig, nur entsann ich mich nicht, vor wem ich es gesagt hätte; als er fortfuhr u. sagte, der mich denunzirt hätte, der wärest: *Du,* Du, der Du noch dazu wusstest, dass ich am Vorabend einer längern Reise mit ihm stand u. den es mich aufrichtig freute für einige Monate in Neuschatel zu sehen. Seit Jahren, selbst während der traurigsten Sorgen in Familienverhältnissen war mir kein solcher Stich durch das Herz gefahren. Auf Dich baute ich wie auf kein menchliches Wesen in der Welt . . .»[493]

Damit war das einstmals so innige, fast ekstatische Freundschaftsverhältnis praktisch erstorben. In seinem letzten Brief, bevor er aus Neuenburg nach Zürich zurückkehrte, spricht Sinz zwar davon, dass mit Eschers letztem Brief einem «diplomatischen modus vivendi» der Abschied gegeben worden sei und dass die gegenseitige Stellung, die Verschiedenheit und die fortbestehende Verwandtschaft der Charaktere nun um vieles klarer aufgefasst werden könne.[494] Dann hören wir von Carl Sinz nichts mehr. So weit er sich in Zürich aufhielt, war eine Korrespondenz nicht mehr nötig, es liegen aber, wohl bezeichnend, auch keine Briefe aus Rom oder aus München mehr vor.

An die Stelle der verlorenen Freunde traten die neue Beziehung zu Johannes Honegger und die sogenannte Mittwochgesellschaft.

Den um acht Jahre älteren Honegger[495] hatte Escher schon in Zürich kennengelernt, aber die beiden hatten sich nicht in einem engern Verhältnis gefunden. Erst in Paris, wo Honegger seine sprachliche Ausbildung vervollkommnete, schlossen sie sich in einem Freundschaftsverhältnis zusammen, das nach ihrer Rückkehr in die Schweiz zu einem regen Briefwechsel führte,[496] in dem da und dort noch die Stimmung der frühen Studienjahre durchschimmert. Honegger verwundert sich in seinem ersten Brief darüber, dass sie sich erst in Paris wirklich gefunden hätten, fragt sich, ob das nur der Entfernung von der Heimat zuzuschreiben war, und antwortet darauf: «Gewiss nicht. Gewiss beruhten unsre gegenseitigen Gefühle auf einem reinen, ursprünglichen Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, des Sichineinanderfindens unsrer Seelen u. unsrer Gesinnung.»[497]

Ein treuer, bedingungsloser Freund und Parteigänger war Honegger gewiss, und Escher bedankte sich dafür in der ihm eigenen Art: kaum Regierungsrat geworden, betrieb er Honeggers Berufung als Lehrer der alten Sprachen und etwas später als Rektor ans Zürcher Gymnasium. Eine ganz glückliche Hand hatte er dabei offenbar nicht. Jakob Escher berichtet, Honegger sei mit dieser Aufgabe in seinen Fähigkeiten überfordert gewesen, was auch zu seiner Krankheit und zu seinem frühen Tod geführt habe.[498]

Honegger war zwar begeisterter Philologe, in seinen Briefen aber zeigt er sich vor allem als leidenschaftlicher Anhänger der radikalen Sache. Escher war für ihn die politische Hoffnung des Tages und der Führer der Zukunft; er wird ihn ausdrücklich und in manchmal fast nötigender Art drängen, in die aktive Politik einzutreten.

Im übrigen konzentrierte sich Escher immer mehr auf die Pflege eines Zirkels, in dem sich zunächst alte Studiengenossen freundschaftlich und gesellig zusammenfanden, der sich aber unter Eschers Führung rasch zu einer freien Vereinigung politisch Gleichgesinnter entwickeln sollte; die Rede ist von der etwas geheimnisvollen und sagenumwitterten Mittwochgesellschaft.

S. Zurlinden, in seinen «Bildern aus der Geschichte der Stadt Zürich», spricht im Zusammenhang mit der demokratischen Bewegung und dem Jahr 1865 von politischen Beratungen «in der ‹Akademischen Mittwochgesellschaft›, einer im Jahre 1842 gegründeten freien Vereinigung von Studiengenossen, an deren Spitze Alfred Escher als princeps juventutis stand, weshalb Dr. Friedrich Locher[499] sie als die ‹Inkarnation des Systems›, als den geheimen Kabinettsrat der ‹Grossen der Krone Zürich› dem Volke denunzierte».[500] Für die Datierung auf das Jahr 1842, spätestens 1843, sprechen tatsächlich zwei Anhaltspunkte. Jakob Escher bezeichnet in seiner Biographie den damaligen Untersuchungsrichter Bollier als

einen der Wortführer der Gesellschaft,[501] Bollier wurde aber erst 1842 Untersuchungsrichter. Andrerseits liegt die erste Erwähnung der Gesellschaft durch Alfred Escher in einem Brief vom August 1843 vor. Er berichtet Aepli[502] von einer «Donnerstaggesellschaft»,[503] die «aus unserm Universitätsfluge» bestehe und nennt als Mitglieder Brändli, J. Escher, Hagenbuch, Fries, Hirzel, Zollinger, Wegmann, E. Pfenninger, J. Schweizer, Kölliker und Nägeli.

Von den Mitgliedern, die sich, abgesehen von Jakob Escher, mit Sicherheit identifizieren lassen, machten die beiden jungen Gelehrten Kölliker[504] und Nägeli[505] und der Theologe Wegmann[506] als Studienfreunde, aber wohl ohne politisches Bekenntnis mit. Die beiden Theologen Fries[507] und Zollinger[508] waren liberal gesinnt, können aber nicht zum engern politischen Kreis um Alfred Escher gezählt werden. Künftige radikale Politiker der Richtung Escher waren dagegen Brändli,[509] Hagenbuch[510] und der in Eschers Brief nicht aufgeführte Bollier.[511] Charakteristisch für die Beziehungen Eschers zu all diesen Mitgliedern der Gesellschaft ist, dass, trotz alter Bekanntschaft, aus der Zeit vor 1844 keine Korrespondenzen vorliegen und dass der Inhalt der erhaltenen Briefe aus der Zeit nach 1844 im wesentlichen um die politischen Tagesereignisse kreist.

Man kann nicht sagen, dass die Mittwochgesellschaft in der Zusammensetzung von 1843 schon eindeutig ein privater politischer Zirkel war; die Bemühungen Eschers zu einer solchen Umwandlung werden aber schon im Herbst 1843 greifbar, als er abzutasten begann, ob man die Gesellschaft mit «bloss freundschaftlicher u. geselliger Tendenz» in eine politische «Phalanx» umbilden könne.[512]